

4. Der Feldzug

Trotha führte zunächst fort, was Leutwein begonnen hatte. Die Prämissen des Feldzuges änderten sich infolge des Kommandowechsels also nicht grundlegend. Und doch sah sich Trotha kaum ein halbes Jahr später genötigt, Leutwein gegenüber eine Strategie zu rechtfertigen, die vorsah, die »Nation« der Herero »geschlossen« in ein Gebiet zu treiben, wo diese »nicht mehr existieren können und zu Grunde gehen« würde, und die den Einsatz von »krassem Terrorismus und selbst [...] Grausamkeit« einschloss.¹

Die Eskalation zu erklären, ist die Aufgabe dieses Kapitels. Es gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste widmet sich den Kriegsanstrengungen unter der Leitung Leutweins. Diese besaßen zunächst defensiven Charakter. Als die Kunde von dem Aufstand nach Deutschland drang, schickte sich das Reich an, Truppen zu entsenden, um der bedrängten weißen Bevölkerung zur Hilfe zu kommen und die Verbindung zwischen Metropole und Kolonie sicherzustellen. Von dem Oberkommandierenden wurde erwartet, dass er unverzüglich die Initiative ergreifen und zur Offensive schreiten würde, sowie sich die Lage einigermaßen stabilisiert hatte. Im Februar nahm Leutwein die Operationen auf. Im Reich bestand man auf der »völlige[n] Niederwerfung« des Gegners.² Dieser sollte »ein für alle Mal« der Möglichkeit beraubt werden, den deutschen Kolonialherren jemals wieder die Stirn zu bieten.³ Der politische Wille ging also dahin, die »Eingeborenenfrage«, um den Hartmann'schen Begriff nochmals aufzunehmen, endgültig zu lösen. Extreme Lösungen wie Vertreibung oder Ausrottung standen zwar im Raume, aber man strebte zunächst eine »konventionelle« Lösung an: Die militärische Vernichtung der Herero sollte den Grund für eine fundamentale Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse legen.⁴ Zweifellos hätte auch eine »konventionelle«

1 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 100f.

2 Leutwein an Großen Generalstab, 9 [?]3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179.

3 »Der Aufstand«, in: DSWAZ vom 19.1.1904, S.1.

4 Die Ausrottung wurde zunächst nicht *ernsthaft* in Erwägung gezogen – Leutwein lehnte die Stimmen als »unüberlegt« ab, welche die Herero »nunmehr vollständig vernichtet sehen« wollten (Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, BArch., R 1001/2113, Bl. 90), doch stand sie als Möglichkeit im Raum. Die Debatten um das Schicksal der Witbooi-Krieger im Oktober 1904 belegen, dass keine grundsätzlichen Bedenken gegen Vertreibung oder Deportation vorlagen. Im Übrigen war es Leutwein gewesen, welcher die Idee der Deportation aufbrachte. Unmittelbar nachdem feststand, dass sich die Witbooi im Krieg befanden, forderte Leutwein in dem Telegramm vom

Lösung den Herero einen hohen Blutzoll abverlangt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Versuchen Leutweins, den von Berlin oktroyierten Vernichtungsgedanken in die Tat umzusetzen.

Nur eine operative Kriegführung konnte den geforderten Totalsieg verbürgen. Diese sah eine Aufteilung der Truppenmacht vor. Die verschiedenen Abteilungen hatten – jeweils stark genug, um dem Gegner standzuhalten – selbständig vorzugehen und im entscheidenden Augenblick zusammenzuwirken, um den Gegner von verschiedenen Seiten zugleich anzugreifen, ihn so am Ausweichen zu hindern und eine Entscheidung (die nur zu den eigenen Gunsten ausfallen konnte, wie man glaubte) zu erzwingen. Auf dem südwestafrikanischen Schauplatz sah sich eine solche Kriegführung, die sich auf europäischem Boden bewährt hatte, erheblichen Schwierigkeiten ausgesetzt, auf die Leutwein immer wieder – vergeblich – hinwies. Die Ergebnisse stellten Berlin nicht zufrieden, aber nicht die Strategie, sondern der Kommandeur wurde ausgetauscht.

Der zweite Abschnitt zeigt, wie Trotha den Feldzug fortführte, den Leutwein initiiert hatte, ohne dass sich die Zielsetzungen änderten. Was sich änderte, war vor allem die Tatsache, dass an die Stelle des widerstrebenden Leutweins ein Oberkommandierender getreten war, der ohne Wenn und Aber bereit war, den Vernichtungsgedanken in die Tat umzusetzen. Dass die »Masse der Hereros bei Waterberg« lagerte, spielte ihm dabei freilich in die Karten,⁵ zumal die Aussicht bestand, durch ein »konzentriertes Vorgehen« einen »Angriff gleichzeitig von mehreren Seiten« zu führen, die Herero entscheidend zu schlagen und den Feldzug somit mit einem einzigen großangelegten Schlag zum Ende zu bringen.⁶

Eingelassen in den zweiten Abschnitt befindet sich ein Exkurs, der im Rückblick auf die Ethnologie und Geschichte des Krieges zu verdeutlichen sucht, dass sich die Kampfform der Schlacht auch in der Variante der Vernichtungsschlacht durch eine Ambivalenz auszeichnet: Einer *gewaltentgrenzenden* steht eine *gewalteinhegende* Tendenz gegenüber. Zumindest im Kontext des »konservativen Militarismus« (Stig Förster), der vor dem Ersten Weltkrieg das Denken und Handeln der militärischen Eliten im Reich bestimmte, weist das Konzept der Vernichtungsschlacht diese Ambivalenz noch auf. Zwar sind mit Rücksicht auf die relative Anomie kolonialer Kriege gewisse Einschränkungen zu machen, aber die Vernichtungsschlacht am Waterberg steht noch im Horizont des

11. Oktober 1904 das Truppenkommando auf, die noch im Felde stehenden, auf deutscher Seite kämpfenden Witbooi-Krieger sofort zu entwaffnen und schnellstmöglich nach Kamerun zu deportieren (NAN ZBU D.IV.M.2, Bd. 1: Ausbruch der Witbooi-Unruhen).

5 Leutwein an Reichskanzler, 25.5.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 223.

6 Trotha an Großen Generalstab (Abschrift an Reichskanzler), 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78.

»konservativen Militarismus« und nicht etwa einer genozidalen Kriegsführung im Stile NS-Deutschlands.⁷

Trotha Einsetzung dokumentierte den Willen des Reiches, den Krieg sowie die Verhältnisse in der Kolonie insgesamt zu »metropolitanisieren«, das bedeutet, sie stärker an europäischen Standards auszurichten. Mit Blick auf die geschilderten Gewaltverhältnisse bildete die Intervention des Reiches auch einen Versuch, der als illegitim wahrgenommenen privatisierten Gewalt in Übersee Zügel anzulegen.

Es wird zu sehen sein, dass Trotha vergleichsweise lange an seiner »konventionellen« Vernichtungsstrategie festhielt, wie auch zu zeigen sein wird, dass zwischen die »konventionelle« und die abschließende genozidale Vernichtungsstrategie noch eine zweite trat, die auf die Vertreibung der Herero zielte. Trothas Feldzug war durch die Abfolge dreier Strategien charakterisiert, Selous' Dreiklang aus völliger Unterwerfung, Vertreibung und Tod resp. Ausrottung (Selous 1896: 67; Trotha 1909: 1).

Auch wenn sich mit Blick auf die Strategie eine gewisse Kontinuität ausmachen lässt, vollzog sich – zunächst noch untergründig – eine schleichende Radikalisierung, die den Gegenstand des dritten Unterabschnitts, der die genozidale Eskalation zu erklären sucht, bildet. Nachdem der zweite Abschnitt das Scheitern von Trothas Feldzug nachzeichnet, wendet sich der letzte der Frage zu, was dieses Scheitern für die Verantwortlichen bedeutete und wie sie damit umgingen. In dem »Scham-Wut-Mechanismus«, der von Helen Lewis (1971), Thomas Scheff und Suzanne Retzinger (2001) beschrieben worden ist, liegt der Schlüssel zum Verständnis der Entgrenzung des Feldzuges.

Widerstand und Operationen unter Leutwein

Die ersten von deutscher Seite ergriffenen Gegenmaßnahmen waren lokaler Natur. Da sich die Angriffe der Herero auch gegen die Bahn- und Kommunikationslinien richteten, war eine zentrale Organisation des Widerstandes kaum möglich, zumal sich der Gouverneur beim Ausbruch der Feindseligkeiten im äußersten Süden des Schutzgebietes und somit fernab des Geschehens aufhielt. Die Ereignisse brachen teilweise mit solcher Heftigkeit über die lokale Bevölkerung herein, dass diese nur noch versuchen konnte, sich ihrer Haut zu erwehren.

7 Da der Schlachtplan scheiterte, zerfiel die eine große Schlacht in eine Vielzahl von Gefechten, zu denen die Kämpfe um die Wasserstellen von Hamakari zählten, die etliche Kilometer südlich des Waterbergs liegen. Erst recht für hererosprachige Namibier stellt der Waterberg kein Symbol für den Krieg von 1904 dar (Förster 2010: 125). Ich verwende den Namen »Schlacht am Waterberg« nur der Einfachheit halber.

Immer wieder hatte es im Vorfeld Hinweise auf einen bevorstehenden Aufstand gegeben, so etwa Viehdiebstähle bei Gobabis oder anderer Formen der »Widersezlichkeit Eingeborener« in den Distrikten Okahandja oder Karibib (Großer Generalstab 1906: 23); vielerorts gingen dem tatsächlichen Ausbruch Gerüchte über Feindseligkeiten anderwärts voraus. Dies erlaubte es Beamten und Militärs, vorbeugende Maßnahmen zu treffen, um die weiße Bevölkerung in Sicherheit zu bringen, und mitunter gar Versuche zu unternehmen, im Gespräch mit den lokalen Chiefs den Aufstandsausbruch zu verzögern.

Auch im Epizentrum des Aufstandes, in Okahandja, reagierten die Behörden prompt auf ungewöhnliche Vorgänge und Nachrichten. Einen Tag vor dem Aufstandsausbruch, am 11. Januar, trafen aus Windhoek vorsorglich angeforderte Verstärkungen ein, welche »die Station [...] zur Verteidigung vorbereitet, die Türme mit Posten besetzt und die Besatzung durch Mannschaften des Beurlaubtenstandes verstärkt« vorfanden (Großer Generalstab 1906: 25). An der Spitze der Verstärkungen stand der Verwaltungsbeamte Bergrat Duft, der sogleich das Gespräch mit den Chiefs und Großleuten suchte, um die Lage zu entschärfen. Als am Vormittag des 12. Januars die ersten Schüsse fielen, befanden sich die meisten Ansiedler längst in Sicherheit.

In Omaruru zögerte der Stabsarzt Kuhn den Aufstandsbeginn bis zum 17. Januar hinaus und gewann damit wertvolle Zeit für die Verteidigung (Großer Generalstab 1906: 26f.). Unvorbereitet trafen die Überfälle nur die Bevölkerung und Stationsbesatzung am Waterberg am 14. Januar, obwohl es auch dort an Hinweisen nicht gefehlt hatte (Sonnenberg 2004: 61ff).

Zwar kamen in den ersten Aufstandstagen 123 Weiße um, aber noch viel mehr wurden gerettet, weil sie rechtzeitig gewarnt, die Männer der Reserve und Landwehr einberufen und die Siedlungen befestigt wurden. In Windhoek wurde die Besatzung auf eine Stärke von 230 Mann gebracht und ein »umfassender Sicherheitsdienst« eingeführt – ein gewichtiger Grund dafür, dass die Aufständischen von einem direkten Angriff auf die Hauptstadt Abstand nahmen (Großer Generalstab 1906: 26). Die Stationen lagerten neben Waffen und Munition auch Proviant für zwölf Monate, was sie in die Lage versetzte, auch ohne Verbindung nach außen den Angreifern für einige Zeit zu trotzen (Schwabe 1907: 45).

Die ersten Maßnahmen der Deutschen besaßen einen vorbeugenden und defensiven Charakter. Da sich der Mannschaftsbestand zu einem Großteil aus Reservisten, Landwehrleuten und Kriegsfreiwilligen zusammensetzte (Schwabe 1907: 120), kamen offensive Aktionen nicht ohne weiteres in Frage. Dennoch beschränkte man sich selten auf die Verteidigung nur des eigenen Platzes. Durch die Unterbrechung der Nachrichtenwege waren die Eingeschlossenen von der Außenwelt abgeschnitten; um diese Isolation zu durchbrechen, sich ein Bild von der Gesamtlage zu

verschaffen und eventuell sogar akut gefährdeten Orten zur Hilfe kommen zu können, wurden mitunter Patrouillen oder Abteilungen ausgesandt.

Zu diesem Zeitpunkt bildete den einzigen im zentralen resp. nördlichen Namibia verbliebenen aktiven Truppenkörper die 4. Feldkompanie unter Hauptmann Kliefoth, die in Outjo, im äußersten Norden des deutschen Einflussgebietes, stationiert war. Ein kleineres Detachement dieser Kompanie stand unter dem Kommando von Oberleutnant Volkmann weiter östlich in Grootfontein. Die Kompanie war von Leutwein dort belassen worden, um die Ovambo im Norden des Landes in Schach zu halten, deren Gebiet nur nominell unter deutscher Herrschaft stand. Tatsächlich gelang es Herero-Emissären, einen Chief, Nechale, zum Vorgehen gegen die Deutschen zu bewegen. Die Besatzung der Station Namutoni wehrte Nechales Angriff ab, worauf letzterer sich unter schweren Verlusten zurückzog und von weiteren Angriffen absah (Großer Generalstab 1906: 28).

Nachdem Kliefoth am 12. Januar erste Meldungen über verdächtige Vorgänge erreicht hatten, brach er am 13. Januar mit der ganzen Kompanie in Richtung Waterberg auf; wie ein Offizier der Kompanie, Conrad von Stülpnagel (1905: 9), hervorhob, galten die Waterberger Herero »von jeher [als] unsichere Kantonisten«. Wegen des heftigen Widerstandes, welcher der Kompanie auf dem Weg begegnete, zog sich diese rasch wieder zurück. Am 27. Januar versuchte Kliefoth noch einmal, den Kontakt zu anderen Stationen herzustellen, und brach dieses Mal in südwestliche Richtung nach Omaruru auf. Wieder wurde die Kompanie in ein Gefecht verwickelt, in welchem sich Kliefoth eine schwere Verwundung zuzog; abermals zog sich die Kompanie zurück (ebd.: 31). Erst am 21. Februar wurde die Verbindung zur 4. Kompanie von außen, durch einen neuen Verband, die Westabteilung, hergestellt.

Vom 11. Januar an unternahmen zwei Patrouillen von Windhoek aus den Versuch, entlang der Bahnlinie vorzugehen und nach Okahandja vorzudringen. Die heftigen Angriffe der Herero bewogen sie allerdings rasch zur Rückkehr in die Hauptstadt (ebd.: 30). Swakopmund lag an der Küste, jenseits eines 150km breiten Wüstengürtels, und war zu keiner Zeit von dem Aufstand bedroht. Von hier aus führte Oberleutnant von Zülow einen Zug an, der am 12. Januar mit etwa 60 Mannschaften des Beurlaubtenstandes und Polizisten aufbrach und über Karibib und Okahandja bis nach Windhoek vorstoßen sollte. Der Zug erreichte Karibib und schließlich auch Okahandja, gelangte von dort aber in keine Richtung mehr weiter (ebd.: 30f.).

Am 12. Januar erreichte das vor Kapstadt liegende Kanonenboot »Habicht« die Nachricht von der Belagerung Okahandjas. Bereits am 18. Januar lief die »Habicht« in Swakopmund ein (Admiralstab der Marine 1905a: 1). An der Stelle des Gouverneurs, der immer noch nicht in

das Aufstandsgebiet zurückkehrt war, übernahm der Kommandeur des Bootes, Korvettenkapitän Gudewill, vorläufig den Oberbefehl über das Schutzgebiet (ebd.: 2).

Seit fünf Tagen lagen über den Verbleib des Zuges Zülows keine Nachrichten vor. Unter der Führung des ersten Offiziers der »Habicht«, Kapitänleutnant Gygas, wurde ein Landungskorps von knapp 50 Mann gebildet (ebd.), das den Befehl erhielt, zu Zülow vorzustößen, dabei die wichtige Bahnstation Karibib zu sichern und dafür zu sorgen, dass die Verbindung mit Swakopmund nicht mehr abbrich. Das Landungskorps beschränkte sich auf die strategisch höchst bedeutsame Wiederherstellung und Sicherung der Bahnlinie (ebd.: 7), welche die Lebensader des Schutzgebietes darstellte. Ohne die Bahn hätte das Nachführen von Verstärkungen Wochen und Monate in Anspruch genommen.

Bereits am Abend des 18. Januar ging der Transport des Landungskorps von Swakopmund ab (ebd.: 3). Je weiter der Zug ins Landesinnere vordrang, desto deutlicher traten die Spuren des Aufstandes in Erscheinung; so wurden die Stationen Ababis und Habis (Streckenkilometer 165 resp. 179) »völlig verwüstet« vorgefunden (ebd.: 6).

Durch den Aufstandsausbruch waren die im Oktober 1903 begonnenen Arbeiten an der »Otavibahn« – einer eigenen Strecke, welche die Kupferminen von Tsumeb mit Swakopmund verbinden sollte – einstweilen eingestellt worden. Neben dem weißen Personal der »Otavi-Gesellschaft« waren auch hunderte indigene Bahnarbeiter von Gudewill requiriert und nach Khan (Streckenkilometer 57) gesandt worden, um dort die Arbeiten an der hauptsächlich durch die schweren Regenfälle zerstörten Bahnlinie aufzunehmen (ebd.: 7).⁸ Am 22. Januar meldete ein Viehtreiber aus Okahandja, dass Zülow eingetroffen war (ebd.: 10). Vor allem starke Regenfälle behinderten die Reparaturarbeiten an der Bahn; die Zerstörungen von Menschenhand wurden alsbald durch Patrouillentätigkeit unterbunden (ebd.: 11). Am 3. Februar traf in Swakopmund ein vor dem Aufstandsausbruch routinemäßig entsandter, 226 Mann umfassender Ersatztransport unter Oberleutnant von Winkler ein; die Abteilung wurde noch am selben Tag ins Landesinnere verbracht und erreichte Windhoek nach 26-stündiger Bahnfahrt (Großer Generalstab 1906: 60).

Am 17. Januar war auf Befehl des Kaisers ein Marine-Expeditionskorps von rund 600 Mann mobil gemacht worden, das am 9. Februar in Swakopmund eintraf;⁹ außerdem wurde eine Verstärkung der

8 Gudewill stufte die 600 Arbeiter als »direkte Gefahr für Swakopmund« ein und ließ sie auf Dampfern einpfertchen; die Hälfte von ihnen, die für die Bahnarbeit entbehrlich erschienen, ließ er nach Kapstadt zur Minenarbeit abschieben (ebd.: 7).

9 Diese Entscheidung lag insofern nahe, als dieses Korps rascher zusammengestellt und nach Übersee befördert werden konnte als erst noch aufzustellende Freiwilligen-Verbände der Schutztruppe.

Schutztruppe um etwa 500 Mann beschlossen, die in zwei Staffeln am 30. Januar resp. am 2. Februar aus Hamburg abgehen sollten (ebd.: 59f.). Alle diese Truppen fanden bei ihrer Landung in DSW eine intakte Bahnlinie vor. Dies war auch das Verdienst des Hauptmanns Franke und der 2. Feldkompanie, deren Wirken die »ganze Lage im Lande veränderte. Die Hereros zogen sich von der Bahn zurück« (Admiralstab 1905a: 11).

Franke befand sich mit seiner etwa 90 Mann starken Kompanie seit dem 30. Dezember 1903 auf dem Weg nach Süden; am 14. Januar erreichte ihn in Gibeon, über 300km von Windhoek entfernt, die Kunde von dem Aufstand; mithilfe des Heliographen holte er sich Leutweins Erlaubnis ein, umzukehren und den bedrängten Plätzen zu Hilfe zu eilen. Am 19. Januar erreichte er in Gewaltmärschen Windhoek (Großer Generalstab 1906: 35ff) und vertrieb die Herero aus der näheren Umgebung Windhoeks (ebd.: 37). Am 27. Januar erreichte die Kompanie Okahandja, schlug dort die Belagerer zurück und vertrieb sie auch endgültig aus der näheren Umgebung (ebd.: 47). Am 31. Januar setzte Franke den Vormarsch entlang der Bahnlinie in Richtung Karibib fort, wo er am 2. Februar eintraf (ebd.). Am 4. Februar erreichte er Omaruru. Nach einem langen und verlustreichen Gefecht zogen sich die Herero schließlich zurück und gaben auch die Umgegend von Omaruru »vollständig und endgültig« auf (ebd.: 56).

Den Herero war es nicht gelungen, einen der »Hauptsitze der deutschen Macht« einzunehmen. Im Gegenzug gelang den Deutschen bei Omaruru ein wichtiger Erfolg, indem sie den am meisten gefährdeten Teil der Bahnstrecke, den Abschnitt zwischen Karibib und Okahandja, wieder unter ihr Kontrolle brachten und die eintreffenden Verstärkungen rasch von der Küste ins Landesinnere schaffen konnten. Insofern war der »Siegeszug der Kompanie Franke« auch von »entscheidender Bedeutung für die folgenden Operationen« (ebd.: 57). Mit dem Vormarsch Frankes war der westliche Teil des Hererolandes nördlich der Bahnlinie wieder vollständig unter deutscher Kontrolle; nur im Bereich südlich der Bahn, im Khomasgebirge, lag noch eine Gruppe von Herero aus Otjimbingwe unter der Führung von Zacharias Zeraua (Nuhn 1989: 95).

Der Vormarsch Frankes gehört in die »afrikanisch-klassische Zeit der Kämpfe«, ¹⁰ an welche die Siedler später mit »besonders lebhaften Gefühlen« zurückdachten. Franke war mit den »geringen Mittel[n]« ausgestattet, die das Schutzgebiet bot, er hatte selbständig entschieden, die Geschwindigkeit seiner gut ausgebildeten, landeskundigen Einheit ausgespielt, den Gegner immer wieder überrascht und trotz zahlenmäßiger Überlegenheit in die Flucht geschlagen – und durch diese »Coups« einen strategisch bedeutsamen Erfolg erzielt.

10 »Aus Swakopmund«, in: DSWAZ vom 10.1.1906, S.1.

Möglicherweise hätte eine stärker »afrikanisch-klassisch« geprägte Kriegführung in DSW dem Blutvergießen Grenzen setzen können. Diese kam mit vergleichsweise kleinen Verbänden aus, aber sie setzte sich auch deutlich bescheidenere Ziele als etwa einen Totalsieg. Das bedeutet nicht, dass der Feldzug gegen die Herero im Handstreich hätte entschieden werden können. Das glaubte wohl auch keiner der »alten Afrikaner«, obschon auch sie die Widerstandskraft des Gegners durchweg unterschätzten. Spätestens nach den April-Gefechten rechnete Leutwein mit einem Krieg, »der noch ein oder zwei Jahre dauern« würde (Franke 2002: 373). Im Unterschied zu seinem Nachfolger, der den Krieg auf einen großen, schweren Schlag beenden zu können hoffte, hätte Leutwein auf einen längeren Krieg von geringerer Intensität gesetzt.

Die in Frankes Zug zum Ausdruck kommende ›Kühnheit‹ der »alten Afrikaner« sollte nicht mit der Haltung so vieler Offiziere aus der Metropole gleichgesetzt werden, die getrost als ›tollkühn‹ bezeichnet werden kann. Die ›Kühnheit‹ der »alten Afrikaner« war nicht grenzenlos. Sie kannten die Stärken des Gegners und die Schwierigkeit des Terrains, weshalb sie darauf achteten, die Leistungsfähigkeit ihrer Leute und Pferde zu erhalten (Häussler 2012: 322ff); kurzum, sie besaßen ein gewisses Augenmaß, das den Offizieren aus der Heimat oftmals fehlte. Am deutlichsten wird dies am Wirken des Seebataillons unter dem Kommando von Major von Glasenapp, das ein bezeichnendes Licht nicht nur auf die Offiziere aus der Metropole, sondern auch auf die Erwartungen wirft, die sie erfüllen zu müssen meinten.

Die Marineinfanterie genoss ein hohes Prestige¹¹ und die besondere Gunst des Kaisers.¹² Auch in DSW wollte sie sich als schlagkräftige

- 11 Die Marineinfanterie galt als Eliteeinheit, weil sie ausschließlich aus Freiwilligen rekrutiert wurde, die sich zudem für drei statt der üblichen zwei Jahre verpflichteten. Loyalität und Motivation der Mannschaften wurden ähnlich hoch eingestuft wie bei den renommierten Garde-Einheiten. Die Kommandeure waren – wie sonst nur Oberste – zu einem selbständigen Operieren mit den Bataillonen ermächtigt (Michels 2008: 105).
- 12 In einer Ansprache würdigte der Kaiser einzig die Leistungen der Marineinfanterie beim Gefecht bei Otjihanamaparero vom 25. Februar 1904, obwohl sie neben Schutztruppenverbänden und unter der Leitung eingesessener Offiziere gefochten hatte: »Die Marine-Infanterie hat dadurch zu den alten ein neues Blatt dem Ruhmeskranze, den sie sich in den letzten Jahren erworben, hinzugefügt. Ich werde als Zeichen meiner besonderen Anerkennung der Marine-Infanterie nach Schluss des Feldzuges Fahnenbänder mit dem Namen des Gefechtes verleihen. Um aber den Truppen auch ein weiteres Zeichen meiner Anerkennung zu geben, bitte ich Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Hessen, sich à la suite der Marine-Infanterie gestellt zu betrachten« (»Vermischtes«, in: DSWAZ vom 12.4.1904, S. 2).

Eingreiftruppe profilieren. Auf dem Kommandeur des Expeditionskorps, von Glasenapp, dürfte ein erheblicher Erfolgsdruck gelastet haben.

Bereits vier Tage nach seiner Bildung auf »Allerhöchsten Befehl« lief das Korps am 21. Januar aus (Admiralstab der Marine 1905b: 1). Ungeachtet des hohen Prestiges, das der Marineinfanterie zugeschrieben wurde (Michels 2008: 105), war sie keinesfalls etwa mit ihrem französischen Pendant zu vergleichen, das sich in zahlreichen Kämpfen in Europa und Übersee bewährt hatte und die Speerspitze der französischen Expansion bildete (Kanya-Forstner 1969: 13). Die Marineinfanterie des Deutschen Reiches war auch nicht einfach nur der infanteristische Verband, für den Walter Nuhn sie hält (1989: 105), sondern in erster Linie eine Festungstruppe, die kaum zum Operieren im freien Feld befähigt war, erst recht nicht in den Kolonien. Seinen ursprünglichen Aufgaben wie der Besetzung der Hauptstadt oder der Sicherung der Bahnlinie (Admiralstab der Marine 1905b: 1) wäre es vielleicht noch gewachsen gewesen, aber da diese Aufgaben bei seiner Ankunft am 9. Februar bereits erledigt waren, sah sich sein Kommandeur genötigt, die Erwartungen der Metropole vorwegnehmend, umzudisponieren. Glasenapp übernahm sogleich das Kommando über sämtliche in der Kolonie befindliche Truppen und plante eilig einen offensiven Vorstoß gegen die Hauptkräfte des Gegners im Norden, deren »augenblickliche Stellungen und Stärkeverhältnisse erst festzustellen waren« (ebd.: 4). Im Norden schien ihm Aussicht zu bestehen, den Gegner, der (vermeintlich) noch von Frankes Erfolg eingeschüchtert war, zu fassen und zu schlagen (ebd.: 6).

Sieht man davon ab, dass Glasenapp kaum eine Vorstellung von Land und Gegner hatte, da er nie zuvor in DSW gewesen war, legt der Bericht des Admiralstabs selbst dar (1905b: 2), dass es dem Korps für Expeditionen im Landesinneren an Pferden mangelte, um es mit dem Gegner aufzunehmen; außerdem räumt der Bericht ein, dass die Widerstandskraft der Herero deutlich unterschätzt worden sei, was umso schwerer wog, als die entsandten Marineinfanteristen zu 40% aus Rekruten ohne volle Ausbildung bestanden, da ein großer Teil der Altgedienten als nicht tropendienstfähig eingestuft worden war (ebd.).

Der Abtransport ins Landesinnere begann am 10. Februar. Allerdings hob Leutwein, der am Folgetag in Swakopmund eintraf, die Befehle Glasenapps umgehend auf. Er entschied, Glasenapp in den Osten des Schutzgebietes nach Gobabis zu senden, wo eine größere Gruppe von Herero vermutet wurde, deren etwaiges Abwandern auf englisches Gebietes verhindert werden sollte. Am 15. Februar wurde dafür die sogenannte Ostabteilung gebildet und Glasenapp unterstellt. In den folgenden Wochen erlitt diese Abteilung die wohl schwersten Rückschläge und Niederlagen des gesamten Feldzuges.

Dass die Abteilung schließlich aufgrund einer Typhusepidemie in Quarantäne gesetzt und aufgelöst wurde, lag nicht in erster Linie an Führungsfehlern. Anders verhält es sich bei den verlustreichen Gefechten von Owikokorero am 13. März und von Okaharui am 3. April. Bei Owikokorero ließ sich eine von Glasenapp angeführte Offizierspatrouille in einen Hinterhalt locken, bei dem sieben Offiziere und 19 Mann ihren Untergang fanden (Großer Generalstab 1906: 68). Lothar von Trotha führte diesen Fehlschlag auf den Übereifer und Ehrgeiz Glasenapps zurück. Anstatt Verstärkungen abzuwarten, habe dieser, geblendet von der Aussicht auf einen »pour le mérite Handstreich«, seine kleine Abteilung ins Verderben gestürzt.¹³ Dem Gefecht von Okaharui hingegen gingen Eigenmächtigkeiten Glasenapps voraus. Entscheidend war, dass er keinerlei Kenntnis von der Position des Gegners hatte und sich in seinem Vorgehen auf falsche Annahmen stützte. Er glaubte, die Herero befänden sich auf dem Rückzug, während sie tatsächlich der Abteilung folgten und nur den richtigen Zeitpunkt abwarteten, um anzugreifen. Abermals lief Glasenapp dem Gegner in die Falle, wobei 32 Mann fielen und 17 verwundet wurden (Großer Generalstab 1906: 116).

Letztlich sollte die Ostabteilung keine der ihr gestellten Aufgaben erfüllen; ihr Versagen kostete allerdings nicht nur Menschenleben. Nach Trotha hätte »der ganze Krieg [...] eine andere Wendung nehmen können, wenn von Glasenapp vorsichtiger vorgegangen wäre«.¹⁴ Unbeschadet ihrer geringen Expertise waren es Offiziere aus dem Reich, die um jeden Preis die Offensive zu ergreifen und schnelle Erfolge zu erzielen suchten.

Noch vor seiner Rückkehr zum nördlichen Kriegsschauplatz legte sich Leutwein in einem Schreiben an die vorgesetzten Stellen in Berlin fest, dass im Schutzgebiet bereits »Truppen genug vorhanden [seien], um den Hereroaufstand nieder zu schlagen«. Vermutlich hielt er die Nachrichten für übertrieben und hoffte, die Aufständischen noch zur Niederlegung der Waffen bewegen zu können.¹⁵ Leutwein schätzte den Aufstand falsch

13 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.7.1904. Der »Pour le Mérite« war neben dem Orden vom Schwarzen Adler die höchste in Preußen vergebene Auszeichnung.

14 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.7.1904.

15 Leutwein war davon überzeugt, dass der Aufstand nicht ausgebrochen wäre, wenn er, Leutwein, Windhoek nicht verlassen hätte und in den Süden gereist wäre (Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904). Auch ein »alter Afrikaner« wie Ludwig von Estorff, der wie Leutwein – allerdings mit Unterbrechungen – seit 1894 in Südwestafrika gewesen war, machte bei Leutwein, dessen Integrität er ausdrücklich hervorhob, eine gewisse Selbstüberschätzung aus: Der Gouverneur habe zu sehr auf den »Eindruck seiner Persönlichkeit« vertraut und dabei den »hohen Grad« der Unzufriedenheit der Herero übersehen, in dem Glauben, durch sein Wirken alle Spannungen

ein, was die Zweifel an seiner Person nährte. Schwer wog allerdings noch, dass er keinerlei Eile an den Tag legte, die Offensive zu ergreifen. In völliger Verkennung der Erwartungen, die an ihn gestellt waren, schrieb er nach Berlin, dass »größere Kriegsoperationen im Hereroland ohnehin nicht vor Ende April beginnen« könnten, weil im Norden noch die Afrikanische Pferdesterbe grassierte und die im Süden befindlichen Truppen noch länger dort würden verbleiben müssen.¹⁶

Leutwein spielte den Ernst der Lage herunter und vertröstete Berlin, wohl in der Hoffnung, auf diese Weise Zeit und mehr Spielraum zu gewinnen; tatsächlich erreichte er das Gegenteil. Als er am 11. Februar in Swakopmund eintraf, waren längst über seinen Kopf hinweg Verstärkungen beschlossen¹⁷ und dem Generalstab die Oberleitung über den Feldzug übertragen worden.¹⁸

Nachdem sich Leutwein mit eigenen Augen ein Bild von der Gesamtlage gemacht hatte, ging er davon aus, dass mit drei größeren Herero-Gruppen zu rechnen war. Davon vermutete er eine westlich des Waterbergs, eine weitere bei Otjisonagati am Südostfuß der Onjatiberge und eine dritte bei Kehoro im Distrikt Gobabis (Großer Generalstab 1906: 62). Obgleich er seine ursprüngliche Lagebeurteilung revidieren musste und die Situation nunmehr als sehr ernst erachtete, zog er daraus denselben Schluss wie zuvor und sprach sich abermals für eine »zuwartende Haltung« aus. In der Annahme, aller verfügbaren Kräfte zu bedürfen, um des Aufstandes Herr werden zu können, wollte er zunächst noch das Eintreffen der Verstärkungen und Pferdetransporte abwarten.

In Berlin zeigte man keinerlei Verständnis für die neuerlichen Kautelen Leutweins. Der Generalstab wies ihn an, die Operationen auf Outjo und Grootfontein im Norden »so bald wie möglich aufzunehmen« (Großer Generalstab 1906: 62). Es handelte sich dabei um die zwei Stationen, in denen die 4. Feldkompanie resp. ein Detachement derselben lagen und zu denen immer noch keine Verbindung hergestellt war; möglicherweise

aus der Welt schaffen zu können (Estorff 1979: 114). Insofern liegt die Vermutung nahe, dass Leutwein auch annahm, nach seiner Rückkehr dem Aufstand rasch ein Ende setzen zu können.

16 Leutwein an Kolonialabteilung, 28.1.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 156.

17 Das Marine-Expeditionskorps hatte Swakopmund bereits am 9.2. erreicht. Dem Korps war außerdem eine Abteilung Eisenbahntruppen von 60 Mann angegliedert. Der Kaiser hatte zusätzlich die Verstärkung der Schutztruppe um 500 Mann angeordnet. Die Transporte gingen am 30.1. bzw. am 2.2. ab (Großer Generalstab 1906: 59).

18 Der Umstand, dass Leutwein unmittelbar nach seiner Rückkehr Samuel Maharero und dessen Großleuten einen Brief sandte, sorgte für weiteren Unmut. Umgehend wurden ihm Verhandlungen jeglicher Art untersagt. Somit musste er auf ein Mittel verzichten, das stets ein integraler Bestandteil seiner Diplomatie und Kriegführung gewesen war.

lag diesem Befehl auch die Annahme zugrunde, Leutwein müsse, um ihm gerecht zu werden, gegen die Hauptkräfte der Herero im Zentrum und im Norden vorgehen, wie es zuvor auch die Absicht Glasenapps gewesen war. In seinem Truppenbefehl vom 15. Februar kam der Gouverneur den Weisungen Berlins einerseits zwar nach, vermied andererseits aber die Konfrontation mit der Hauptmacht der Herero. Demnach fiel der Ostabteilung unter Glasenapp, bestehend aus den 200 Mann Schutztruppe des Ersatztransportes und zwei Kompanien der Marineinfanterie, die Aufgabe zu, den Distrikt Gobabis »vom Feinde [zu] säubern«, die Ostgrenze »für flüchtende Hereros und ihre Viehherden« zu sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen (Großer Generalstab 1906: 62f.), während die Westabteilung unter Major von Estorff den Auftrag erhielt, mit zwei Schutztruppenkompanien und der dritten Marineinfanteriekompanie den Distrikt Omaruru »zu säubern«, Verbindung mit Outjo herzustellen und die dort liegende 4. Feldkompanie vorläufig an sich zu ziehen (ebd.: 63). Die Hauptabteilung bestand zunächst nur aus einer Marineinfanteriekompanie und sollte erst noch in Okahandja formiert werden. Hierzu waren die Ende Februar erwarteten Verstärkungen sowie die Kompanie mitsamt der Gebirgsbatterie, die zuvor noch aus dem Süden zurückkehren sollten, vorgesehen, außerdem jeweils eine Abteilung von Witbooi- und Baster-Kriegern. Die Aufgabe dieser Abteilung bestand in der »Niederwerfung des Feindes« bei Otjisongati und am Waterberg (ebd.: 63).

Das Hinauszögern eines (vermeintlich) entscheidenden Schlages gegen die Hauptmacht der Herero ging mit der Stärkung der West- und Ostabteilung einher, die jeweils auf eine der größeren Gruppen in den Distrikten Omaruru und Gobabis angesetzt wurden. Wollte Glasenapp eigentlich mit dem Gros der Truppen nach Norden marschieren, ging er nun mit stärkeren Kräften nach Osten. Diese Entscheidung Leutweins hing nicht nur damit zusammen, dass er die Widerstandskraft der Herero-Hauptmacht realistischer einschätzte und vor dem Angriff weitere Verstärkungen abwarten wollte, sondern auch damit, dass er gegebenenfalls bereit war, die Ansprüche der Metropole hinter die Interessen der Kolonie zurückzustellen. Davon zeugt nicht zuletzt die Bedeutung, die er der Absperrung der Ostgrenze beimaß. Er wollte so einem Abwandern der Herero und ihrer Herden auf britisches Gebiet vorbeugen, das für die südwestafrikanische Kolonialwirtschaft einen Schaden in Millionenhöhe bedeutet hätte.¹⁹ Aus den Memoiren Leutweins (1997: 501) geht hervor, dass er sich in diesem Punkte der öffentlichen Meinung der Kolonie, nicht der Stimmung in der Metropole beugte. Den Kolonisten war in dieser Situation wichtiger, dass der Abzug der Herden verhindert würde, während für die metropolitane Öffentlichkeit umgekehrt an

19 Vgl. Leutwein an KA, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158.

erster Stelle stand, dass endlich ein Sieg über die Aufständischen errungen würde. Zwar glaubte Leutwein zu diesem Zeitpunkt nicht, dass sich das Gros der Herero in Richtung Osten aufmachen würde, hielt es aber für möglich, dass die Gruppe unter Tjetjo im Bezirk Gobabis mit diesem Gedanken spielte, zumal sich ein Teil der »Ostherero« resp. Mbanderu bereits seit Jahren auf britischem Gebiet aufhielt.

Dem Einsatz der Ostabteilung war kein Erfolg beschieden. Sie hatte schlicht Glück, dass die Herero gar nicht erst versuchten, nach Osten auszuweichen, denn sie hätte sie kaum am Überschreiten der Grenze hindern können. Es war ihr nicht geglückt, die Verbindung zu Grootfontein herzustellen, und sie war ebenso wenig zur Stelle, als die Hauptabteilung auf ihre Unterstützung wartete. Demgegenüber waren die Operationen der Westabteilung von größerem Erfolg gekrönt. Am 21. Februar fand sie Anschluss an die 4. Feldkompanie (Großer Generalstab 1906: 71); am 25. Februar schlug sie bei Otjihanamaparero ein schweres zehnstündiges Gefecht (Franke 2002: 351), bei dem sie zu ihrer Überraschung feststellen musste, dass die Herero sich nicht nur gut zu verschanzen, sondern auch tapfer und mit großem taktischen Geschick zu schlagen wussten (Nuhn 1989: 131). Obwohl die Abteilung empfindliche Verluste hinnehmen musste – so hatte beispielsweise die 4. Feldkompanie den Ausfall all ihrer Offiziere zu verschmerzen (Großer Generalstab 1906: 76) –, gelang es ihr schließlich doch, die feindlichen Stellungen einzunehmen und die Herero in die Flucht zu schlagen. Ein *entscheidender* Erfolg blieb ihr allerdings versagt, auch weil die einbrechende Dunkelheit die Verfolgung des Gegners unmöglich machte. Zwar konnte der Distrikt Omaruru nunmehr als »gesäubert« gelten, aber der Gegner war in Richtung Waterberg ausgewichen, wo er sich mit anderen Gruppen vereinigte – was Leutwein gerade verhüten wollte (Nuhn 1989: 132).

Ähnliche Erfolge waren auch der Hauptabteilung südlich der Bahnlinie beschieden. Am 16. Februar lieferte sich ein Verband unter Kapitänleutnant Gygas am Liewenberg ein Gefecht mit Otjimbingwer Herero. Zwar konnten nach mehrstündigem Kampf die Stellungen der Herero eingenommen werden, aber auch dieser Erfolg war nicht entscheidend und bewog den Gegner dazu, sich mit anderen Gruppen zu vereinigen (Nuhn 1989: 118). Anfang März wurde Hauptmann Puder beauftragt, mit knapp 200 Mann der für die Hauptabteilung vorgesehenen Verstärkungen gegen die immer noch südlich der Bahnlinie stehenden Herero vorzugehen. Entscheidend schlagen konnte er sie nicht (Großer Generalstab 1906: 85ff). Ebenso wenig konnte er verhindern, dass sie in der Nacht vom 28. auf den 29. März die Bahnlinie überquerten und sich der Herero-Hauptmacht vor Okahandja anschlossen. Leutwein hatte die Herero aus Otjimbingwe eigentlich in einem »besonderen Feldzug« schlagen wollen; durch deren Vereinigung mit der Hauptmacht gestaltete

sich die Kriegslage nun »wesentlich ungünstiger« als zuvor (Leutwein 1997: 511).

In dem Operationsbefehl vom 11. März 1904, der die Aufgaben der Hauptabteilung umriss, nahm der von Berlin verordnete Vernichtungsgedanke indes immer deutlicher Gestalt an (Großer Generalstab 1906: 90ff). Der Generalstabsbericht spricht von einem »für den Anfang April geplanten konzentrischen Angriff der drei Abteilungen« gegen die Herero unter Maharero sowie die Gruppe unter Tjetjo, die sich aus dem Distrikt Gobabis in westliche Richtung in die Onjatiberge zurückziehen schien (ebd.: 90f.). Die Hauptabteilung zog von Okahandja ostwärts, die Ostabteilung von Osten und die Westabteilung von Norden her auf die Onjatiberge zu.

Die Hauptabteilung schlug zwei größere Gefechte, das erste am 9. April bei Ongandjira, das zweite am 13. April bei Ovumbo. Bei Ongandjira geriet sie in einen Hinterhalt. Samuel Maharero »mit seinem ganzen Stamme«, zudem Herero vom Waterberg, aus Omaruru und aus Otjimbingwe – der Generalstabsbericht (1906: 102) schätzt ihre Gesamtstärke auf 3.000 Gewehre – lauerten der durchmarschierenden Hauptabteilung auf. Obwohl sich auch diese Herero-Streitmacht tapfer und mit taktischer Gewandtheit schlug, hatte sie schließlich das Nachsehen, weil die deutsche Artillerie auf diesem Gelände ihre volle zerstörerische Wirkung entfalten konnte. So erklären sich die geringen Verluste von vier Gefallenen und zwölf Verwundeten auf deutscher Seite, während die Herero angeblich mindestens 80 gefallene Krieger zu beklagen hatten (ebd.: 103). Bei Einbruch der Dunkelheit hatten die deutschen Truppen den Kampfplatz eingenommen und die Herero in die Flucht geschlagen, die sich »stellenweise in völliger Auflösung« befanden (ebd.: 102). Dennoch, von einem »wirklich wirksamen Siege« konnte laut Generalstabswerk noch keine Rede sein; ein solcher Sieg musste erst errungen werden, und dafür erschien die »nachdrückliche Verfolgung« des Gegners unerlässlich (ebd.: 103). Indes ging Leutwein davon aus, dass sich die Ostabteilung auf der ihr befohlenen Position befand und sich dem in östlicher und nordöstlicher Richtung fliehenden Gegner in den Weg stellen würde (ebd.: 102) – vergeblich, wie sich zeigen sollte. Wenige Tage zuvor hatte die Ostabteilung bei Okaharui empfindliche Verluste hinnehmen müssen, und der Typhus tat sein Übriges. Bald darauf war die Abteilung nicht mehr imstande, zu operieren.

Vor der Verfolgung des Gegners von Ongandjira wollte sich Leutwein erst gegen starke, bei Ovumbo vermutete Kräfte wenden, die seiner Abteilung bei der Verfolgung hätten gefährlich werden können (ebd.: 103). Im Rücken dieser Kräfte erwartete er vergeblich die Ostabteilung, zu der er so wieder Verbindung herstellen zu können hoffte (ebd.).

Im dichten Dornbusch geriet Leutweins Abteilung in schweres Feuer. Über zehn Stunden musste sie sich der Angriffe der anstürmenden

Herero erwehren, vergeblich auf die Unterstützung durch die Ostabteilung hoffend. Als mit Einbruch der Dunkelheit die Kampfhandlungen zum Erliegen gekommen waren, traf Leutwein eine folgenschwere Entscheidung. Seine Truppen besaßen kaum mehr Munition; gegen ein Halten der Stellung und eine Wiederaufnahme des Gefechts am folgenden Morgen sprach darüber hinaus der Umstand, dass mit dem Eingreifen der Ostabteilung – die »wesentlichste Voraussetzung für den Erfolg der gesamten Operation«, mithin für einen »vernichtenden Schlag« (Großer Generalstab 1906: 109) – nicht mehr zu rechnen war. Daher beschloss Leutwein, den Angriff um einige Wochen zu verschieben, und ordnete den Rückzug an (ebd.).

Damit hatte Leutwein allen Kredit bei den vorgesetzten Stellen verspielt. Schließlich hatte er zunächst die Lage völlig falsch eingeschätzt und dann gezögert, die Initiative zu ergreifen; derweil hatte er sich auch immer wieder von den strategischen Vorgaben Berlins distanziert.²⁰ Ob er nicht imstande oder nicht willens war, sie zu erfüllen, spielte keine Rolle.

Der Vernichtungsgedanke nahm in den operativen Planungen von Februar und März zwar erste Konturen an, aber ein effektives Zusammenwirken der verschiedenen Abteilungen kam nicht zustande, so dass auch keine »entscheidenden« Erfolge erzielt wurden. Im Gegenteil waren sogar Rückschläge zu verzeichnen. Die ohnehin unglücklich operierende Ostabteilung wurde im April unter Quarantäne gestellt und fiel damit bis auf weiteres komplett aus. Den letzten Ausschlag für die Ablösung Leutweins an der Spitze der Schutztruppe gaben die Kämpfe der Hauptabteilung, deren Ergebnisse offenbar hinter den Erwartungen Berlins zurückblieben. Dabei deutet manches darauf hin, dass die Erfolge Leutweins bedeutender gewesen waren, als man in der Hauptstadt wahrhaben wollte. Die Zeit lief gegen die Herero, und diese hatten *nicht* gesiegt (anders Bridgman 1981: 105). Mehr als Achtungserfolge hatten sie nicht erringen können; während ihre Zahl, ihre Ressourcen und ihre Moral schwanden, wuchsen die gegnerischen Kontingente und Mittel kontinuierlich an. Selbst in ihren ungewöhnlich zähen, ja »todesverachtenden« Angriffen hatten es die Herero nicht vermocht, die deutschen Abteilungen zu überrennen; infolge der sich immer weiter zu ihren Ungunsten verschiebenden Kräfteverhältnisse rückte die Aussicht auf einen Sieg in noch weitere Ferne (Schwabe 1907: 215). Über ein Patt waren sie nicht hinausgekommen, so dass sich damit strategisch das Blatt

20 Leutwein konnte sich nicht voll mit dem Vorgehen identifizieren, das Berlin von ihm erwartete, wie nicht zuletzt die Formulierung der folgenden Bitte um Verstärkungen belegt: »Zur völligen Niederwerfung, *wie erwartet wird*, noch 800 Reiter und 2 reitende Batterien 96 erforderlich« (Leutwein an Generalstab, 9.3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179, Herv. MH).

wohl endgültig zu ihren Ungunsten gewendet hatte. Allerdings war es Leutwein nicht gelungen, ihnen operativ eine *vernichtende* Niederlage beizubringen. Mehr noch, bei Ovumbo hatte sich der vorsichtige Leutwein sogar vor den Aufständischen zurückgezogen. Völlig ungeachtet der näheren Gründe brach Leutwein mit dem Rückzugsbefehl gleichsam ein Tabu, denn kaum etwas verletzte das Überlegenheitsgefühl der Kolonialherren mehr, als vor »Eingeborenen« zurückzuweichen. Der wohl bedeutendste Kolonialkriegstheoretiker jener Tage, Charles E. Callwell (1906: 195), gestand Kolonialmächten zwar zu, sich mit dem Ergreifen der Initiative Zeit zu lassen, fügte aber sogleich an, dass sie die einmal ergriffene Initiative niemals wieder aus der Hand geben dürften, wobei sie insbesondere Rückzüge unter allen Umständen zu vermeiden hätten. Callwells Einschätzung lag die Auffassung zugrunde, dass die »Eingeborenen« ein solches Verhalten als Schwäche auslegen und daraus neuen Mut schöpfen würden. »Rückmärsche gibt es Eingeborenen gegenüber nicht in Südafrika. Jeder Marsch ist ein Vormarsch«, hatte auch Leutweins Amtsvorgänger, Curt von François, in seiner Schrift *Kriegführung in Süd-Afrika* (1900: 41) gefordert – und damit viel eher die Stimmung im Deutschen Reich getroffen als sein Nachfolger.

Leutwein zeigte sich in einem Schreiben vom 25. April 1904 »hart« von dem Vorwurf getroffen, der Rückzug bei Ovumbo sei ein »Misserfolg« gewesen, und wies darauf hin, die Truppe so »vor [einer] Katastrophe gerettet« zu haben. Aber auch er hatte bemerkt, dass er nicht das »volle[...] Vertrauen des Generalstabes« besaß, und dass auf diese Weise kein »gedeihliches Zusammenwirken« mehr möglich sein würde. Aus diesem Grunde bat er schließlich selbst um »Ersatz durch einen höheren Offizier«.²¹

Der Generalstabsbericht räumt rückblickend ein, dass Leutwein mit »unzulänglichen Mitteln« hatte auskommen müssen (Großer

21 Leutwein an Generalstab, 25.4.1904, BArch. R1001/2114, 25. April 1904, Bl. 52f.. Möglicherweise hatte Leutwein noch gehofft, den Generalstab auf diese Weise dazu zu bewegen, ihm das Vertrauen auszusprechen. Als dies unterblieb und ein Nachfolger bestimmt wurde, tat sich Leutwein sehr schwer damit, die Verantwortung abzugeben. Offenbar hatte man in Berlin damit gerechnet, dass Leutwein nach seiner Absetzung als Oberkommandierender auch seinen Posten als Gouverneur räumen, ja der Kolonie ganz den Rücken kehren würde. Leutwein stellte gegenüber dem Reichskanzler klar: »Meinerseits keine Äußerung erfolgt über Absicht der Rückkehr nach Deutschland, sobald Herr von Trotha hier eingetroffen«. Vielmehr verließ er seiner Absicht Ausdruck, Trotha »zur Seite [zu] stehen, soweit dies seinerseits gewünscht wird« (Leutwein an Reichskanzler, 12.5.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 146). Das Verbleiben Leutweins sorgte für Spannungen, die sich über die folgenden Monate verschärften. Nach einer schweren Auseinandersetzung forderte Trotha Leutwein mehr oder weniger deutlich auf, die

Generalstab 1906: 133). Freilich fiel dadurch die »anfänglich irrige Bewertung der feindlichen Widerstandskraft, die verhängnisvoll wurde«, einmal mehr auf denselben zurück (ebd.: 127). Nach den April-Gefechten schien die weitere Aufstockung der südwestafrikanischen Truppen unausweichlich. Eine solche schloss die Entsendung älterer Stabsoffiziere ein, die ihrerseits zum Vorwand genommen wurde, den Obersten Leutwein vom Oberbefehl zu entbinden und durch einen Offizier im Generalsrang zu ersetzen (ebd.: 127).

Die hohen Erwartungen der Metropole stellten die militärische Führung in Südwest vor erhebliche Schwierigkeiten.²² Um den Gegner völlig niederzuwerfen, waren Truppen in einer Zahl erforderlich, wie sie niemals zuvor im Schutzgebiet zum Einsatz gekommen waren. Das war insofern problematisch, als das Land nichts bot und die Truppen beinahe den gesamten Proviant für Mann und Tier mit sich führen mussten (Admiralstab der Marine 1905b: 18); zudem verdeutlicht das Schicksal der Ostabteilung, dass Wasserknappheit und Seuchengefahr der Konzentration von Truppen enge Grenzen setzten. Um der Maßgabe der Heimat gerecht werden zu können, den Gegner zu vernichten, mussten die einzelnen Abteilungen einerseits selbständig vorgehen, andererseits aber zum entscheidenden Zeitpunkt koordiniert zusammenwirken, und hier lag eine weitere große Schwierigkeit, auf die Leutwein in einem Schreiben an die Kolonialabteilung aufmerksam machte.²³

Schon weil die Möglichkeit bestand, dass die Herero »in östlicher Richtung auf englisches Gebiet oder in nördlicher Richtung in das Ovamboland ausweichen würden, konnte sich die Truppenführung nicht mit einem frontalen Vorstoß begnügen«, sondern musste zusehen, die verfügbaren Kräfte in einer Weise zu verteilen, dass der Gegner eine etwaige Flucht zumindest nicht ungehindert würde antreten können; stieß eine

Kolonie zu verlassen, aber Leutwein zögerte die Abfahrt immer weiter hinaus. Am 17.11.1904 berichtete Trotha von einer abermaligen Zusammenkunft mit Leutwein (TA 122/16): »Er [Leutwein] kommt um 11 im schwarzen Rock und Zylinder und [...] schildert [...] die Gefahr im Süden sehr groß für Keetmanshoop, und fürchtet dort das Schlimmste. Dann beteuert er wiederholt, daß er unbedingt auch unter mir bedingungslos geblieben sei, und dann bietet er sich an, hierzubleiben auch als Führer im Süden, kurzum er kann die Thüre nicht finden. Auf jeden Tag will er noch mindestens 14 Tage mindestens bleiben. Gut, mag er, ich werde dann etwas verreisen; aber von einem dauernden Verbleib keine Rede mehr. C'est trop tard madame!«

22 Nachdem Hauptmann Puder im Bezirk Otjimbingwe eine weitere, etwa 1000 Gewehre starke Gruppe von Herero entdeckte, bat Leutwein um weitere Verstärkungen vom 800 Mann, die ihm »[z]ur völligen Niederwerfung, wie erwartet wird, [...] erforderlich« erschienen (Leutwein an Generalstab, 9.3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179).

23 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..

einzelne Truppenabteilung auf den Gegner, »ohne Unterstützung durch die anderen Abteilungen zu finden«, schien ein »Erfolg nicht gewährleistet«. Die Truppe in verschiedene Abteilungen aufzuteilen, war daher unvermeidbar. Wenn aber einzelne Truppenabteilungen (wie die Ost- und Westabteilung) separat operierten, war eine »einheitliche Leitung der Operationen« – die für den Erfolg unabdingbar war – kaum mehr möglich, zumal sich eine »Verbindung zwischen den getrennt operierenden Kolonnen« nicht ohne weiteres herstellen ließ.²⁴ Abhilfe schien am ehesten ein technisches Hilfsmittel wie die drahtlose Telegraphie schaffen zu können, die den Truppen in DSW jedoch nicht zur Verfügung stand.²⁵

Bemerkenswert ist der Umstand, dass Leutwein seine Herrschaftstechnik des »divide et impera« auch militärstrategisch zum Tragen zu bringen suchte, wenn auch in einer übertragenen Bedeutung. Leutwein setzte immer wieder auf die Teilung resp. Spaltung der gegnerischen Reihen. Zunächst hatte er versucht, die verschiedenen Gruppen getrennt voneinander zu halten und zu schlagen (oder zur Unterwerfung zu bewegen). Deswegen reagierte er auch so empört auf das Gerücht, dass Trotha im Vorfeld der Schlacht am Waterberg ein Unterwerfungsgesuch des Herero-Führers Salatiel Kambazembi abgelehnt hätte,²⁶ ohne ihn

- 24 Dieser erweiterte Horizont, in den die Operationen nun gestellt waren, verlangte von den militärischen Führern, die zuvor recht selbständig hatten walten können, eine ›Disziplinierung‹ und Unterwerfung unter eine Gesamtleitung, die in viel stärkerem Maße als bisher Einfluss auf das Geschehen nahm. Franz Epp stand unter dem Kommando des »alten Afrikaners« Ludwig von Estorff, als er am 11.5.1904 in seinem Tagebuch notierte (Eckl 2005: 245): »V. Estorff selbst möchte auf eigene Faust Orlog [d.h. Krieg, Anm. MH] machen möglichst weit v[om] H[aupt] Q[uartier] weg, daß er nicht erreichbar ist, das soll seine Art sein«. Trotz der veränderten Anforderungen einer Gesamtleitung scheint Leutwein Selbständigkeit nicht nur geduldet zu haben. Epp stellt fest: »Maj[or] v. Estorff scheint keinen bestimmt[en] Auftrag zu haben, man läßt ihn nach d[en] Umständen handeln [...]«. Leutwein hielt in seinen Telegrammen nach Berlin Estorff den Rücken frei, aber aus den Telegrammen wird gleichwohl klar, dass er Estorff deutlich dazu angehalten hatte, sich an die Befehle zu halten. Am 22.3.1904 drahtet er an Reichskanzler und Großen Generalstab (BArch., R1001/2113, Bl. 34): »Estorff hat Befehl tunlichst mit Hauptabteilung zusammen zu wirken. Er weiß, daß diese erst Anfang April gefechtsbereit und wird hiernach handeln«; am 22.5.1904 läßt er das Oberkommando der Schutztruppe in Berlin wissen (BArch., R1001/2114, Bl. 209): »Estorff hat strikte Weisung Zusammenwirken mit Hauptabteilung abzuwarten, dabei aber tunlichst Fühlung am Feind zu halten und mit Volkmann zu erstreben«.
- 25 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..
- 26 Am 13.7.1904 vermerkte Trotha in seinem Tagebuch: »Um 8 Telegramm von Estorff, das Gefangene aussagen, Salatiel wolle nicht mehr mitmachen, habe seinen Leuten befohlen, dicht am Waterberg zu sitzen und hat Samuel

als Gouverneur zu konsultieren, denn anders als sein Nachfolger hätte Leutwein diese Möglichkeit, die gegnerische ›Front‹ zu schwächen, nicht ungenutzt verstreichen lassen.²⁷

Allerdings entsprachen solche Unterscheidungen kaum den Vorstellungen Trothas. Einmal war dessen Distanz zu den indigenen Gruppen – »dem Neger«²⁸ – zu groß, als dass er für solche Feinheiten empfänglich gewesen wäre; dann mochten separate Friedensschlüsse mit unterschiedlichen Konditionen einhergehen, die einer fundamentalen Neuordnung der Verhältnisse und der endgültigen Beseitigung der letzten Reste von indirekter Schutzherrschaft, wie Trotha sie anstrebte, nur im Wege stehen konnten. Das Konzept des Rassenkampfes setzte sich gerade über die ›feinen Unterschieden‹, die für die Politik Leutweins stets maßgeblich gewesen waren, hinweg.

Auch Leutweins »Proklamation an das Volk der Hereros« vom 30. Mai 1904,²⁹ die nicht zuletzt am Einspruch Trothas scheiterte,³⁰ zielte auf

die Heeresfolge verweigert. Wird ihm nichts helfen, mit gefangen, mit gehangen.«

27 Dies war auch Gegenstand der Auseinandersetzungen zwischen Leutwein und von Trotha, denen eine eigene Akte füllte (»Aufstände in Deutsch-Südwestafrika 1904. – Differenzen zwischen Generalleutnant Lothar v. Trotha und Gouverneur Theodor Gotthilf Leutwein über das Verhältnis von militärischen und politischen Maßnahmen«, BArch. R1001/2089).

28 Vgl. z.B. Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 6..

29 Der Text lautet: »Proklamation an das Volk der Hereros. Hereros! Nachdem Ihr Euch gegen Euren Schutzherrn, den deutschen Kaiser empört und auf Soldaten geschossen habt, so wisst Ihr, dass Ihr nichts anderes zu erwarten habt, als den Kampf bis zum Tode. Aber *Ihr* könnt vorher aufhören, indem Ihr zu mir herüber kommt, Gewehre und Munition abgibt und die über Euch verhängte Strafe erwartet. Mir ist aber wohlbekannt, dass viele von Euch an allen den bösen Sachen, die geschehen sind, keine Schuld tragen. Und diese können ruhig zu mir kommen, ihnen kann ich das Leben schenken. Keine Gnade geben kann ich aber denjenigen, welche weisse Leute ermordet und deren Wohnsitze ausgeraubt haben. Diese werden vor Gericht gestellt und müssen empfangen, was ihre Schuld wert ist. Ihr anderen aber, die Ihr solche Schuld nicht auf Euch geladen habt, seid klug, und verbindet Euer Schicksal nicht weiter mit den Schuldigen. Verlasst sie und rettet Euer Leben! Das sage ich Euch, als Vertreter Eures obersten Herrn, des deutschen Kaisers. Okahandja, den 30. Mai 1904. Gez. Leutwein, Kaiserlicher Gouverneur« (BArch. R1001/2015, Bl. 111, Herv. i. O.).

30 Am 22.6.1904 notierte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Nochmalige Besprechung mit Leutwein. Er plaidiert für eine gnadenreiche Kriegführung derart, daß man vor Aufnahme der Offensive eine Proklamation an die Bande erlasse, die denen, die jetzt schon überlaufen wollen, Verzeihung zusichert. Die Proklamation ist von dem Obladen Pastor verfaßt und ziemlich matt. Ich bin dagegen.«

Teilung, wobei diese Teilung noch radikaler als die bisherigen Versuche ausfiel, indem sie nicht horizontal, sondern vertikal verlief: Sie zielte darauf, der »Masse der Hereros« Anreize dafür zu liefern, ihren Großleuten die Gefolgschaft zu versagen und sich den Deutschen zu ergeben, indem sie ihnen Gnade in Aussicht stellte, sofern sich diese nicht direkt an »Mord« oder »Raub« beteiligt hatten. Die Proklamation bezweckte die Zersetzung der gegnerischen »Front«, indem sie dem Gros eine Exit-Option aus dem Sog des »Verzweiflungskampfes« eröffnete. Auch wenn Leutwein bei der Konzeption dieser Proklamation wohl den Zusammenhalt der Herero unterschätzte und übersah, dass es sich wohl nicht nur um einen Krieg der Großleute handelte, hätte diesem Versuch im weiteren Kriegsverlauf durchaus ein gewisser Erfolg beschieden sein können. Da die Proklamation aber nie in Kraft trat, lässt sich darüber nur spekulieren.

Trothas Feldzug

Die Schlacht am Waterberg

Nach dem (vermeintlichen) Scheitern Leutweins lag es nun an Trotha, sich den hohen Erwartungen des Reiches gewachsen zu zeigen. Obwohl Leutwein seinen Rücktritt selbst angeboten hatte, fiel es ihm nach zehn Jahren an der Spitze der Schutztruppe schwer, die Verantwortung abzugeben. Er wollte den Feldzug unter allen Umständen zu einem schnellen Ende bringen und seinen Nachfolger vor vollendete Tatsachen stellen, doch Trotha kam ihm zuvor und wies ihn an, alle diesbezüglichen Versuche zu unterlassen.³¹ So zerschlugen sich Leutweins letzte Hoffnungen, den Feldzug doch noch in eigener Regie und nach eigenem Ermessen zu beenden.

Als Trotha noch vor der Überfahrt das Kommando angetreten hatte, wollte er nicht dabei zusehen müssen, wie Leutwein noch im letzten Augenblick sein »Haupt mit Lorbeer« krönte. Dabei traute er Leutwein einen durchschlagenden Erfolg nicht einmal recht zu, da er in dessen Operationsplan »dieselbe planlose Sache« wie bei den Operationen zuvor erblickte, die zu keinen (befriedigenden) Ergebnissen geführt hatten.³²

31 Am 16.6.1904 vermerkte der General in seinem Tagebuch spöttisch (TA 122/15): »Er [Leutwein] soll über mein erstes Telegramm ›ich befehle‹ sehr aufgebracht gewesen sein und die Absicht gehabt haben, Knall und Fall abzureisen. Er will aber gern noch Gouverneur bleiben. Außerdem scheint er nicht zu wissen, was er will.«

32 Am 11.6.1904, dem Tag seiner Ankunft im Schutzgebiet, notierte von Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Glasenapp brachte uns Meldungen von

Trothas Kritik zeichnet sich vor allem durch einen *technokratischen* Zug aus. In dem Tagebucheintrag vom 22. Juli 1904 gab der neue Kommandeur zu erkennen, wie er die vermeintliche Planlosigkeit der bisherigen Kriegführung überwinden zu können hoffte:

»Alles in allem, ohne den fachmännischen Ausbau der Etappenlinie hätte Leutwein nichts machen können. Sie [die Herero, MH] noch einmal schlagen ja, und in eine bestimmte Richtung drängen, aber entscheidend schlagen, nie.«

Das Problem bestand darin, dass der Vorstoß einer einzelnen Abteilung in ein Gefecht münden würde, im Zuge dessen es vielleicht gelingen mochte, den Gegner »noch einmal [zu] schlagen«, aber niemals, diesen auch »*entscheidend* [zu] schlagen«. Der Gegner ließ sich so allenfalls »in eine bestimmte Richtung drängen«. Unter den gegebenen Umständen waren die Abteilungen schon wegen der prekären Versorgungslage kaum in der Lage, den Gegner zu verfolgen, um einmal errungene Erfolge auszunutzen und zu einem entscheidenden Sieg ausweiten. Ohnehin war ein solcher Sieg für Trotha nur durch »concentriertes Vorgehen« verschiedener Abteilungen und einen »Angriff gleichzeitig von mehreren Seiten« zu erringen.³³ Im Kern entsprach dieses Vorhaben dem Grundgedanken des Operationsplans Leutweins vom 11. März, setzte ihn allerdings noch konsequenter um, ja trieb ihn gleichsam auf die Spitze. Weil sich große Teile der Herero am Fuße des Waterbergs vereinigt hatten und dort die weiteren Schritte der Deutschen abwarteten, bestand die Aussicht, den Feldzug durch einen einzigen, großangelegten Schlag zu beenden. Ausweislich der »Direktiven für den Angriff auf die Hereros« vom 4. August 1904, welche die Grundlage für die Schlacht bildeten, plante die Führung, das Gros der Herero vermittels konzentrischer Truppenbewegungen einzuschließen und vernichtend zu schlagen.

Leutwein, wonach er vorgestern von Okahandja aufgebrochen, und im Vormarsch gegen die am Omurambo-u-Omatoko in einer stark verschanzten Buschstellung stehenden Hereros sei. Er wolle Estorff heranziehen. Also wieder dieselbe planlose Sache. Warum denn jetzt, wenn ich den Fuß an Land setze. Wenn er sein Haupt mit Lorbeer krönen wollte, warum nicht 14 Tage früher? Glücklicherweise konnte ihn ein telegraphischer Befehl von mir noch erreichen, sofort zu stoppen. Ich setze mich solchen Sachen nicht aus. Diesen Entschluß telegraphierte ich auch sofort nach Hause.« Am 12.6. drahtete er dem Großen Generalstab (R1001/2115, Bl. 21), dass sich bei seiner Ankunft in Swakopmund Leutwein mit allen Kräften im Vormarsch auf den Waterberg befand, und dass er, Trotha, befohlen habe, kein entscheidendes Gefecht zu suchen.

33 Trotha an Großen Generalstab (Abschrift an Reichskanzler), 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78.

Sie hob, in anderen Worten, auf eine Vernichtungsschlacht am Fuße des Waterbergs ab.³⁴

Trothas Kommandoübernahme stand im Zeichen des Versuchs, den südwestafrikanischen Feldzug zu ›metropolitanisieren‹, das bedeutet, diesen Feldzug in bestimmten Hinsichten den Standards der ›großen‹ Staatenkriegsführung anzunähern.³⁵ Dieser Sachverhalt wird meist übersehen, denn die meisten Darstellungen betonen, beispielsweise auf den Rassismus des Generals abhebend, vorrangig all die Elemente, die diesen afrikanischen von ›konventionellen‹ europäischen Kriegen trennen. Übersehen wird auch, dass Trothas Versuch der Metropolitanisierung von Grund auf *zweischneidig* war: Einesteils führte letzter zwar zur Intensivierung der Gewalt, barg andererseits aber auch Ansätze zu ihrer Einhegung. Diese Zweischneidigkeit wird im Folgenden näher beschäftigen.

Die an den lokalen Verhältnissen orientierte Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« stellte für Trotha keine »ernsthafte Kriegsführung« dar.³⁶ Diese Kleinkriegsführung erschöpfte sich aus seiner Sicht darin, »Vieh [zu] klauen oder einzelne Leute tot[zu]schießen«. In seinen Augen spiegelte sie das »Schaukelspiel« der gesamten Kolonialpolitik Leutweins wieder. Es erstaunt nicht, dass die »alten Afrikaner« im Hauptquartier nur »bespöttelt[...]« und ihre Ratschläge nicht ernst genommen wurden, wie Franz Epp in seinem Tagebuch notierte (Eckl 2005: 279).³⁷ Nun hatten vermeintlich »echte« Militärs aus dem Reich die Operationen in Übersee übernommen, während auch die Zeiten des Haushaltens ein für alle Mal gezählt schienen: Großspurig verkündete der General,

34 An der besagten Stelle heißt es: »2. Ich [der Oberkommandierende, Lothar von Trotha, MH] werde den Feind [...] gleichzeitig mit allen Abteilungen angreifen, um ihn zu vernichten« (zit. n. Generalstab 1906: 157).

35 Trothas Kolonialdienst hatte von Anfang an im Zeichen der ›Metropolitanisierung‹ gestanden. Friedrich von Schele, zwischen 1892 resp. 1893 und 1895 Gouverneur und Kommandeur der Schutztruppe von »Deutsch-Ostafrika«, hegte Misstrauen gegen die eingesessenen Kolonialoffiziere, die er infolge ihrer »jahrelangen selbständigen Tätigkeit außerhalb straffer Kontrolle und Disziplin« wähnte (Bührer 2011: 172). Anders gesagt, aus seiner Sicht standen die lokalen Netzwerke zu den bürokratischen Hierarchien, die in die Heimat zu rückreichten, quer und untergruben ihre Macht. Deswegen besetzte er den Posten des stellvertretenden Kommandeurs nicht aus den Reihen der Schutztruppenoffiziere, sondern drängte auf einen höheren Offizier aus der Armee, den damaligen Oberstleutnant Lothar von Trotha. Durch die Abschaffung der auf Wissmann zurückgehenden »Afrikanischen Anciennität« versuchte Schele, den Korpsgeist der Schutztruppenoffiziere zu zerschlagen und letztere stärker in das Offizierskorps der Heimatarmee einzubinden (ebd.).

36 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

37 Ähnlich äußert sich auch Stuhlmann (NAN, Private Accessions, A.0109, S. 74).

den Aufstand »in Strömen von Blut und Strömen von Geld« ertränken zu wollen.³⁸

Die Metropolitanisierung der Kriegführung lief vor allem darauf hinaus, den Feldzug in eine großangelegte Entscheidungsschlacht münden zu lassen, die den Schlussakt des Krieges bilden sollte. Wie einer der Adjutanten des Generals, Paul von Lettow-Vorbeck, darlegt, setzte das Hauptquartier alles daran, »die im Kleinkrieg seltene Aussicht« zu nutzen, der Masse der Herero, die am Fuße des Waterbergs versammelt war, »mit einer Operation im großen beizukommen« (Lettow-Vorbeck 1957: 77) und den Krieg zu beenden, bevor er die Form der Guerilla annahm – kaum etwas fürchteten die Militärs so sehr wie »eine langwierige Guerilla im Busch« (Bayer 1909: 134). Am Waterberg schien sich die Gelegenheit zu bieten, einen vernichtenden Schlag gegen die Herero zu führen und den Krieg rasch zu einem Ende zu bringen.

Aus den Bemerkungen Trothas und Epps wird deutlich, wie ausgeprägt das Überlegenheitsgefühl der metropolitanen Militärs war. Oft wurde den eingesessenen Militärs Geringschätzung entgegengebracht und leichtfertig auf deren Expertise verzichtet (Häussler 2012: 309ff). Aus den Schwierigkeiten, die sich aus dem vorherigen Versuchen ergeben hatten, die strategischen Maßgaben der Führung in Berlin umzusetzen, hatte man nichts gelernt – oder zumindest nicht die richtigen Schlüsse gezogen. Abfällige Kommentare wie aus der Feder Trothas weisen darauf hin, dass die Schuld für die bisherigen Friktionen in erster Linie bei den »alten Afrikanern« resp. in deren vermeintlichem Unvermögen gesucht wurde, »richtige« Kriege zu führen, und die Möglichkeit unberücksichtigt blieb, dass die Operationen die Erwartungen Berlins möglicherweise deswegen nicht erfüllen konnten, weil die Erwartungen unrealistisch waren und sich auf dem südwestafrikanischen Kriegsschauplatz nicht ohne weiteres umsetzen ließen. Das Deutsche Reich stellte eine ausgesprochene militärische »Victory Culture« dar, schließlich war seine Gründung aus Siegen gegen Österreich und Frankreich hervorgegangen. Entsprechend waren die Militärs kaum bereit, diejenigen Routinen, die auf dem europäischen Kontinent zu so bedeutenden Siegen geführt hatten, in Frage zu stellen, schon gar nicht mit Blick auf einen »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137). Der Umstand, dass man es in DSW mit einem ganz speziellen Kriegsschauplatz zu tun hatte, der Konzentration und Bewegung größerer Truppenkörper kaum zuließ, wie auch der weitere, dass mit einem Gegner konfrontiert war, der in entscheidenden Belangen gar überlegen war,³⁹ kam kaum in den Blick.

38 Diese Wendung taucht immer wieder auf (z.B. Trotha an Leutwein, 5.II.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101).

39 Wenn sich Trotha auf die Herero bezieht, spricht er oftmals verächtlich von der »Bande«; dies weist darauf hin, dass er die Herero keinesfalls als

Die Vorbereitung der Schlacht zog sich Monate hin, wobei ein besonderes Augenmerk dem erwähnten »fachmännischen Ausbau der Etapenlinie« galt; dieser Ausbau sollte die ausreichende Versorgung und Bewegungsfähigkeit größerer Truppenkörper fernab der Bahnlinie gewährleisten und es ermöglichen, auf alle Eventualitäten reagieren und in jedem Fall die militärische Entscheidung erzwingen zu können.⁴⁰ Ungeachtet dieser langwierigen Vorbereitungen verfügte Trotha Mitte August über gerade einmal 1.500 Gewehre, die er gegen eine Frontlinie von knapp 100 Kilometern Ausdehnung aufbieten wollte (Bayer 1909: 139).⁴¹ Es war ein kühner, wenn nicht vermessener Plan, gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner auf der äußeren Linie⁴² vorzugehen, in der Absicht, diesen möglichst einzuschließen.⁴³

Der Plan scheiterte, weil es dem Hauptquartier nicht gelang, den Vormarsch der einzelnen, getrennt marschierenden Abteilungen zu lenken oder zu kontrollieren, um das Zusammenwirken sicherzustellen, auf das der Plan letztendlich hinauswollte. Die Kommunikationsmittel waren unzureichend, oder die untergeordneten Kommandeure nutzten sie nicht, sondern handelten nach eigenem Ermessen. Trotha hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie zuvor auch Leutwein bei dem Versuch, den Vernichtungsgedanken auf südwestafrikanischem Boden umzusetzen. Auch dem General glitt die Oberleitung, die allein das Zusammenwirken der Abteilungen und damit den vollen Erfolg der Operationen gewährleisten konnte, aus den Händen. Derweil konnte das Ausbleiben dieses Zusammenwirkens die einzelnen Abteilungen in arge Bedrängnis bringen, wie auch das Hauptquartier selbst an eigener Haut erfahren musste. Da es vergeblich auf die Unterstützung der Abteilung

ebenbürtigen Gegner ansah (z.B. Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 16.6.1904).

40 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 22.7.1904.

41 Zum Vergleich kontrollierte im Ersten Weltkrieg eine Division mit annähernd 20.000 Mann einen Abschnitt von dreieinhalb bis fünfeinhalb Kilometern Länge (Ashworth 2000: 9).

42 Auf der äußeren Linie zu operieren, bedeutet nach Clausewitz (1952: 679) immer einen Nachteil, dem man sich nur unter ganz bestimmten Bedingungen, z.B. bei »großer physischer und moralischer Überlegenheit«, aussetzen sollte. Diese Bedingung war am Waterberg offensichtlich nicht gegeben, im Gegenteil, und dies macht den Schlachtplan so kühn.

43 Der Generalstabsbericht (1906: 137) legt dar, dass zunächst mit keiner »Vereinigung aller Kräfte zu *einem* großen Schlage«, sondern mit einer »Reihe von Einzelgefechten« gerechnet wurde, bei der jede Abteilung den Gegner, auf den sie traf, »in die Gewehre einer anderen Abteilung stieß, die dann den Sieg vollenden mußte«; aber nicht nur dann, wenn sich der Gegner in einer »starken befestigten Stellung« verschanzte, musste der »konzentrische Vormarsch ohnehin schließlich zur Vereinigung führen«.

des Majors von der Heyde wartete, kämpfte es an den Wasserstellen von Hamakari ums nackte Überleben; ebenso wenig war Heydes Abteilung für sich genommen stark genug, um der Streitmacht standzuhalten, der sie sich schließlich gegenüber sah. Unfähig, die nach Osten abziehenden Herero aufzuhalten, wurde sie überrannt und erlitt dabei schwere Verluste.⁴⁴

Dieses Scheitern war folgenschwerer als die Male zuvor, weil sich nun große Teile der Herero auf der Flucht befanden – auf einer Flucht, die sie auf den Druck der nachdrängenden deutschen Abteilungen hin in die wasserarme Omaheke führte, wo Abertausende den Tod fanden.

Horst Drechsler (1966: 183) hat die Auffassung vertreten, dass Verlauf und Ausgang der Schlacht »verbrecherisch geplant« gewesen seien, dabei unterstellend, dass die deutsche Führung es von Anfang an darauf abgesehen habe, die Herero in die wasserarme Omaheke zu treiben, um sie dort verhungern und verdursten zu lassen.⁴⁵ Diese Annahme bringt verschiedene Probleme mit sich. Drechsler hat die Genozidthese nicht nur als *erster* Südwestafricaexperte vertreten, sondern in ihrer denkbar stärksten, nämlich in einer durch und durch *teleologischen* Form.

Selbst die offizielle Darstellung des Großen Generalstabs kann nicht ganz umhin einzuräumen, dass die Kämpfe am Waterberg – wegen der Eigenmächtigkeit und des Versagens bestimmter Offiziere⁴⁶ – nicht die

44 Frankenberg berichtet, dass im Lager der Abteilung nach den Gefechten eine »große Depression« herrschte. Da Heyde alle Offiziere für verloren gehalten hatte, freute er sich über jeden einzelnen Rückkehrer (Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 100 [Eintrag 11.8.1904]).

45 Diese Variante der Genozidthese greift oft genug auf eine fiktionale Schrift wie Gustav Frenssens Roman »Peter Moors Fahrt nach Südwest« zurück, die Trothas Feldzug zum Siegeszug verklärt (so bei Benz 2007: 30). Das Generalstabswerk (1906), das gleichsam die offizielle Darstellung des Geschehens liefern will, ist eine Selbstdarstellung des Generalstabes und besitzt die Tendenz, Kontrollverlust, Inkompetenz oder Scheitern zu kaschieren und die Operationen insgesamt als ein Gelingen darzustellen (Eckl 2005: 18). In diesen Kontext gehört der vielfach zitierte Passus, der besagt, dass die von Trotha verfügte »Absperrung« der Omaheke das »Werk der Vernichtung« »vollendet« habe (Generalstab 1906: 218). Solche Passagen werden immer herangezogen, um die genozidale Intention zu belegen, so beispielsweise auch von Tilman Dederling (1993: 83–84) in seiner in vielen Punkten zutreffenden Kritik an Brigitte Laus »Uncertain Certainties« (2006).

46 Deimling kommandierte die Abteilung, die von Nordwesten her auf Hamakari vorstoßen sollte, und nahm nicht seine befohlene Position ein, sondern stieß nach eigenem Gutdünken weiter vor. Dadurch hatte er wohl erheblichen Anteil daran, dass die Herero in Panik gerieten und in östliche Richtung abzogen. Die Abteilung Heydes erreichte nicht die befohlene Position bei Hamakari. Der Kommandeur änderte auf dem Vormarsch zweimal eigenmächtig die Marschrichtung. In seinem Zorn bezeichnete

erhofften Ergebnisse erbrachten (Generalstab 1906: 178ff).⁴⁷ Nicht zuletzt die Tagebücher und Briefe von Offizieren wie Werner von Stauffenberg (Marchand-Volz 1998: 144), Victor Franke⁴⁸ oder des Militärarztes Georg Hillebrecht (Eckl 2005: 181), die übrigens allesamt Anstoß an der Tatsache daran nehmen, dass Trotha nach der Schlacht am Waterberg eine *Siegesmeldung* nach Berlin sandte, unterstreichen, dass die Operationen bei weitem nicht den gewünschten Erfolg erbracht hatten. Oberleutnant Stuhlmann sprach offen von einem »Mißerfolg«.⁴⁹ Ausländische Militärs teilten diese Einschätzung auch noch rückblickend (z.B. Kerremans 1913: 54).

Dass Trotha am 12. August die Gefechte als »geglückt« bezeichnen konnte, erklärt sich nur aus der Erleichterung darüber, der phasenweise verzweifelten Lage des Vortages entronnen zu sein, oder auch der

ihn Trotha gar als »Scheißkerl« (Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 12.8.1904). Aber die Eigenmächtigkeit war unter Umständen nicht einmal entscheidend. Von der Abteilung, die von Südosten auf die Stellungen der Herero vorrücken sollte, war dem Hauptquartier bereits Wochen vor dem Angriff gemeldet worden, dass der befohlene Vormarsch in der veranschlagten Zeit nicht zu bewältigen sein würde: »Von unserer Stellung aus haben wir bis an den Gegner einen Marsch von 55 km. Diesen können wir kaum in einem Zuge ausführen. Von Erfolg kann aber der Angriff nur sein, wenn er überraschend geführt wird. Es ist [...] beabsichtigt, den Nachmittag abzumarschieren, so daß wir mit Tagesanbruch die Stellung des Gegners erreichen« (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 26.7.1904). Den Einwänden gab das Hauptquartier nicht statt, und tatsächlich kam die Abteilung im sandigen Dornbusch kaum voran und blieb schließlich infolge völliger Erschöpfung liegen. Am 6.8.1904 notierte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass Heyde die Befürchtung geäußert habe, »von den Hereros beim Ausbruche über den Haufen gerannt zu werden. Allzu stark ist er ja nicht«. Tatsächlich wurde die Abteilung von den ausbrechenden Herero überrannt. Der Umstand, dass Heydes Abteilung ihre Aufgaben nicht erfüllte, lag auch daran, dass diese Aufgaben unter den gegebenen Umständen kaum zu erfüllen waren, wobei sich das Hauptquartier allzu leichtfertig über alle Bedenken hinwegsetzte.

- 47 Der Generalstabsbericht (1906: 193) vermerkt, dass Verlauf der Kämpfe am Waterberg »ein ganz anderer [war], als er von der obersten Führung beabsichtigt worden war«, dabei hervorhebend, daß der eigenmächtige Vorstoß Deimlings den »erhofften großen Entscheidungskampf« vereitelt hatte. Vgl. zum Folgenden auch die hervorragende Darstellung von Isabel Hull (Hull 2005: 33-43).
- 48 BArch., NL 30/3a, Eintrag 12. August 1904, S. 362.
- 49 NAN, Private Accessions, A. 0109, Eintrag 25.8.1904, S. 54. Epp (Eckl 2005: 269) vermerkt am 17.8. in seinem Tagebuch mit Bedauern, »daß der Schlag nicht geglückt ist«.

Erkenntnis, dass sich die Gesamtlage nicht ganz so unglücklich darstellte, wie zwischenzeitlich zu befürchten stand.⁵⁰ Die Ausmaße des Scheiterns waren zu deutlich, als dass Trotha gänzlich die Augen davor hätte verschließen können. Ein Erfolg war zwar insofern errungen, als der Gegner das Feld geräumt hatte, teilweise gar »in wilder, kopfloser Flucht«, wie der Stabschef Martin Chales de Beaulieu betonte (Großer Generalstab 1906: 189f.), aber der eigentlich angestrebte *entscheidende* Erfolg war nicht erzielt. Am 12. August mochte sich Trotha noch der Hoffnung hingeben, durch die Verfolgung den Rückschlag wettzumachen und das Versäumte nachzuholen, aber sehr bald wurde deutlich, dass es der Truppe für ein solches Vorhaben mindestens am erforderlichen Proviant fehlte. Auch dieser Engpass und dessen schwerwiegenden Folgen hätten ohne weiteres auf den Oberkommandierenden zurückfallen können resp. müssen, weil er mit erheblichem Aufwand die Etappenlinie hatte ausbauen lassen, um das Eintreten solcher Situationen gerade zu verhüten. Tatsächlich brach die erste Verfolgung bereits in der Nacht vom 13. auf den 14. August infolge völliger Erschöpfung von Truppen und Tieren zusammen. Bei der Verfolgung »halb verdurstet«, waren die Truppen bei ihrer Rückkehr nahezu völlig »bewegungsunfähig«.⁵¹ »Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch«, kommentierte Stauffenberg resigniert (Marchand-Volz 1998: 144). Trotha vermerkte nach dem Abbruch der Verfolgung in seinem Tagebuch: »Ich denke, ich falle auf den Rücken. [...] Das ist mir über den Spaß. [...] Nun können oder müssen wir von vorne anfangen, resp. es ist vorbei«.⁵²

Die Lage nach der Schlacht am Waterberg stellte sich anders dar, als eigentlich geplant war, und dürfte die deutschen Militärs auch kaum zufriedengestellt haben. Da die Gelegenheit dahin war, den Krieg in einem großen Schlag zu beenden, schien Trothas Plan erledigt. Das Gros der Herero war der Einschließung entkommen und bewegte (resp. hielt) sich von nun an kontinuierlich aus dem Wirkungskreis der Schutztruppe heraus.⁵³ Für Stauffenberg waren die Herero auch die eigentlichen Sieger

50 Am 11.8.1904 notiert Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17): »Der schwierigste Moment war, als ich erkannte, daß auf Heydes Herankommen nicht zu rechnen sei und wir uns die Wasserstelle [bei Hamakari, Anm. MH] für die Nacht erst noch erkämpfen mußten. Das Nachführen der Staffeln im heftigen Feuer aus dem Busch war ein übler Moment. Eine Zeit lang war ich in dem Glauben, daß diese Abteilung und das Hauptquartier verloren sei. [...] Die Nacht war schrecklich.«

51 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, I, S. 47 (Einträge 13. und 14.8.1904).

52 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13. August 1904; Herv. MH.

53 Die Lage klärte sich in den folgenden Wochen kaum. Am 2. September schrieb Rudolf von Hardenberg, der an den Verfolgungsoperationen teilnahm, daß von einer »Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero,

vom Waterberg (Marchand-Volz 1998: 144). Aus deutscher Sicht war also nichts erreicht, im Gegenteil. Nach der missglückten Schlacht stellte sich die Lage ungünstiger dar als zuvor. Die Planung musste nun wieder »von vorne anfangen«, wobei es ungewisser denn je war, ob man die Herero nochmals zu fassen bekommen würde. Zwar hatten es die Herero nicht auf eine Entscheidungsschlacht ankommen lassen und ihr Heil stattdessen in der Flucht gesucht; aber dass sie auf der Flucht waren, bedeutete eben auch, dass sie sich nicht in deutscher Gewalt befanden und sich ihr auch nicht ohne weiteres zu beugen gedachten. Ein Ende des Krieges war nicht abzusehen, wobei Position, Stärke, Moral und Absichten des Gegners noch unklarer waren als zuvor.

Trothas Sturheit und Hochmut rächten sich bitter. Von landeskundiger Seite hatte es im Vorfeld der Schlacht nicht an Warnungen gefehlt, dass sich der Schlachtplan unter den gegebenen Verhältnissen nicht würde realisieren lassen. Manch ein Militär staunte über die geringe Stärke der Kampftruppen, die der General nach Monaten der Vorbereitung am Waterberg aufbot (z.B. Kerremans 1913: 45), wobei Außenstehende leicht dazu neigten, die klimabedingten Schwierigkeiten zu unterschätzen, die dem Operieren mit größeren Truppenkörpern in Südwest im Wege standen.⁵⁴ Umso kühner erscheint dadurch Trothas Schlachtplan. Jeweils nur wenige hundert Mann starke Abteilungen, die 20 bis 40 Kilometer voneinander entfernt standen (Bayer 1909: 139), sollten das Entweichen eines deutlich mobileren und stärkeren Gegners verhindern. Für Kerremans (1913: 56) war dieses Ansinnen von vornherein aussichtslos.

Erfahrene Kolonialmilitärs hatten immer wieder darauf hingewiesen, dass der Grundsatz konzentrischer Operationen: »getrennt marschieren, vereint schlagen«, den Moltke so erfolgreich auf dem europäischen Kontinent praktiziert hatte, in DSW keine Gültigkeit besaß,⁵⁵ ja dass

MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist« (NAN, Private Accessions, A.1 51, No. 2, II, S. 6 (Eintrag 2.9.1904)).

- 54 Die ungünstigen Kräfteverhältnisse waren auf deutscher Seite offenbar nicht ganz zu vermeiden. »The more troops that are sent out, the more transport they want and the more men die«, äußerte ein hochrangiger Beamter der Kolonialabteilung, der selbst einige Jahre in DSW verbracht hatte, gegenüber dem britischen Militärattaché Graf von Gleichen. Siehe dazu auch die weiteren Ausführungen des »Insiders« in FN 54, Kap. III (KAB PMO 199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906, File no. 229/05, Vol no. 2).
- 55 In einem Telegramm an den Großen Generalstab führte Trotha einen (weiteren) Grund für seinen Operationsplan an: »Rücksichten auf Verpflegung, Wasser- und Gesundheitsverhältnisse machen geschlossenes Vorgehen aller Kräfte bei späterer Stärke unmöglich«. Um Truppen in adäquater Stärke

hier vielmehr die Umkehrung dieses Grundsatzes galt, nämlich: »ver-eint marschieren, getrennt schlagen« (Schwabe 1902: 89).⁵⁶ Im dichten Dornbusch Zentralnamibias waren ansonsten selbstverständliche Vorsichtsmaßnahmen wie Aufklärung und Sicherung durch kleine Abteilungen kaum möglich, weil letztere schon auf kurze Distanz die Verbindung zum Gros verloren und sich verirrt (Maercker 1908: 44).

Trotz aller Warnungen setzte Trotha auf konzentrische Operationen. Wie dogmatisch sein Denken in dieser Beziehung war, zeigt der Umstand an, dass er selbst aus der bitteren Erfahrung am Waterberg keine Lehre zog und unbeirrt an seiner eurozentrischen Sicht festhielt. Bis zum Ende seiner Amtszeit in DSW erblickte er in konzentrischen Operationen das einzige Mittel, um den autochthonen Gegnern beizukommen.⁵⁷ Wohl zu Recht sah ein Landeskundiger, der konzentrische Operationen in Südwestafrika für eine »Farce« hielt, in Trotha nur einen »stramme[n] preussische[n] Offizier«, der sich zu ausschließlich an den Maximen der europäischen Staatenkriegführung orientierte.⁵⁸ An diesen Maßstäben gemessen, mochte ein Vorgehen, das »die Einschliessung dieser Masse [der Herero, MH] und ihre, eine bedingungslose Unterwerfung erzwingende Vernichtung durch einen grossen Schlag zum Ziele hatte[...]«,⁵⁹

»an den Feind zu bringen«, schied ein geschlossener Vormarsch mit Blick auf Wasser, Proviant und Hygiene aus, so sehr er auch anderen Hinsichten als ratsam erscheinen mochte (Trotha an Großen Generalstab [Abschrift an Reichskanzler], 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78).

56 Leutwein hatte die Kolonialabteilung frühzeitig darauf aufmerksam gemacht, dass ein Operieren mit getrennten Abteilungen – wie es der Ruf nach einem vernichtenden, entscheidenden Sieg mit sich brachte – unter den gegebenen Bedingungen schwierig war, da die Abteilungen untereinander keine Verbindung halten konnten und eine einheitliche Führung damit kaum möglich war (Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f.). Wie Nuhn (1989: 132) richtigerweise festhält, riss in dem Augenblick, wenn die Abteilungen ihr Standquartier verließen, jede Verbindung mit den anderen Abteilungen ab, und sie waren »für mehrere Wochen in einem leeren Raum verschwunden, vom Busch verschluckt«.

57 Das belegt ein Memorandum von Trothas an die südwestafrikanischen Offiziere aus dem Juni 1905, das der britische Militärbeobachter Lt.-Col. Trench – mit Unverständnis – wiedergibt (PRO, WO 106/268, S. 214–220).

58 Gleichens Gewährsmann schildert die Folgen des Festhaltens an den metropoliten Routinen des Staatenkrieges: »You scatter the enemy, you can't surround him in that country, and then you pursue on weak, half-starved horses: with the natural result that your patrols and reconnoitering parties get ambushed and cut up, depression and mistrust sets in, and you have done more harm than good« (KAB PMO 199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906, File no. 229/05, Vol. no. 2).

59 »Der Aufstand«, in: DSWAZ vom 21.9.1904, S. 1.

vielleicht angezeigt erscheinen.⁶⁰ Jedoch konnten diese Maßstäbe nicht ohne weiteres an die kolonialen Verhältnisse angelegt werden, ja standen hier einer erfolgreichen Kriegführung sogar im Wege. Voller Wehmut unterschieden auch die Siedler die Phase der »großen Operationen«, die kaum jemals zu den gewünschten Ergebnissen führten, von der »afrikanisch-klassischen Zeit« des Herero-Feldzuges, die von kleinen Operationen unter der Leitung »alter Afrikaner« wie Viktor Franke oder Theodor Leutwein geprägt gewesen waren.⁶¹

Als unheilvoll hatte sich auch die Tendenz des Hauptquartiers erwiesen, den Gegner zu unterschätzen. Letzterer kannte das Land, verstand sich auf das Aufspüren von Wasser und Nahrung und war weit mobiler als die deutschen Truppen.⁶² Deswegen rechneten landeskundige Offiziere im Vorfeld der Gefechte am Waterberg auch nicht damit, dass der Gegner seine Einschließung geduldig abwarten würde. »Die Besorgnis, der Feind könnte uns zu guterletzt noch entschlüpfen, [...] wurde in der Truppe allgemein gehegt«, erinnert sich Bayer (1909: 130). Viktor Franke hatte indes nur noch Spott für die Militärs aus dem Reich übrig, die da glaubten, mit der »eingekesselten Herero-Pastete« im Handstreich fertig werden zu können.⁶³ Er bezeichnete die Kriegführung der

60 In einem Schreiben an die Kolonialabteilung vom 3.6.1904 stellte Leutwein den Zusammenhang zwischen den Erwartungen der deutschen Öffentlichkeit und den in DSW geplanten Operationen her, die aus seiner Sicht zum Scheitern verurteilt waren: »Unsere öffentliche Meinung ist blind gegen die tatsächlichen Verhältnisse. Einerseits bleibt sie hartnäckig bei der Ansicht, die Hereros steckten eines Tages die weiße Fahne auf, andererseits glaubt sie, wir könnten die Masse des Volkes »umzingeln« und so zur Ergebung zwingen. Das erstere tun sie nicht, und zu letzterem wird unsere Truppenmacht einem Volke von 60.000 Seelen gegenüber, schon der Ernährungsfrage wegen, stets zu schwach sein. Dies auch, wenn das Volk, wie solches anscheinend bereits der Fall, anfängt sich zu zersplittern. Die einzelnen Haufen bleiben für die gedachte Massnahme immer noch zu gross« (R1001/2115, Bl. 113).

61 »Aus Swakopmund«, in: DSWAZ vom 10.1.1906, S.1.

62 Der Bericht des Admiralstabs (1905b: 19) stellte rückblickend fest: »In vielem waren die Hereros der neu ins Land gekommenen deutschen Truppe voraus. Ihrer Beweglichkeit im Busch, ihrer Ausdauer im Ertragen von Entbehrungen, ihrer Schnelligkeit auch auf großen Strecken kann der Weiße nicht gleichkommen. Aber auch als Schütze und im Ausnutzen von Deckungen kann der Neuling nur von ihnen lernen. Zu Fuß sind sie weder im Busch, noch auf freier Fläche einzuholen, sie klettern, kriechen oder schleichen sich mit größter Gewandtheit an, sie legen große Strecken als Boten oder Läufer zu Fuß zurück mit auffallender Geschwindigkeit und Ausdauer.«

63 BArch., NL. 30/3a, Eintrag vom 12.8.1904, S. 362.

metropolitanen Offiziere und Stäbe als »große Komödie«⁶⁴ und als »Farce schlimmster Art«.⁶⁵ Es kam für die Deutschen zwar nicht so schlimm, wie Franke zwischenzeitlich befürchtet hatte,⁶⁶ aber das Gros der Herero durchbrach die Linien und konnte nur noch an der Flucht in *nordöstlicher* Richtung gehindert werden.⁶⁷

Festzuhalten ist, dass der Ausgang der Schlacht (oder besser: ihr Nicht-Zustandekommen) den Erwartungen des Hauptquartiers in keiner Weise entsprach, woran auch nochmals deutlich wird, wie sehr Drechsler den Gang der Ereignisse vereinfacht und verzerrt. Dies lässt sich an verschiedenen Gesichtspunkten festmachen.

Drechslers gesamte Darstellung ist von einem überspitzten »Intentionalismus« durchzogen. Weil die Anti-Genozid-Konvention der Vereinten Nationen die genozidale Intention als entscheidendes Kriterium ausmacht und es Drechsler auch darum geht, den »deutschen Imperialismus« seines verbrecherischen Charakters zu überführen, neigt er dazu, dem geschilderten Geschehen eine »absolute«, das bedeutet: eine allzu deterministische, Form zu verleihen (Shaw 2007: 84), durch die das Kriterium der Konvention nicht nur erfüllt, sondern regelrecht *übererfüllt* erscheint. In diesem Lichte wird noch das offensichtlichste Scheitern zu einem planmäßigen Erfolg umgedeutet.

Das schließt ein, dass das Geschehen monologisch und völlig von »dem deutschen Imperialismus« bestimmt erscheint. Zwar verfolgt Drechsler das Anliegen, den Opfern einer menschenverachtenden Kriegsführung eine Stimme zu leihen, gesteht ihnen aber keinerlei aktive Rolle zu. Obgleich der Krieg in den ersten Monaten weitgehend ausgeglichen war (Bridgman 1981: 104), hebt Drechsler sogleich auf eine ausgeprägte Asymmetrie von aktiven Tätern und passiven Opfern ab. Zwar lässt er so vielleicht die Grausamkeit der deutschen Kriegsführung umso deutlicher hervortreten, aber um den Preis, dass die Herero nicht als die ernstzunehmenden Gegner figurieren, die sie tatsächlich waren. Drechsler stilisiert sie vielmehr zu einem bloßen Spielball einer deutschen Kriegsmaschinerie, die das Geschehen einseitig bestimmt, und reproduziert

64 BArch., NL. 30/3a, Eintrag vom 26. Juli 1904, S. 350.

65 BArch., NL. 30/3a, Eintrag vom 16. August, S. 363.

66 Als Franke die Direktiven für die Schlacht am 6. August 1904 gelesen hatte, notierte er in seinem Tagebuch (BArch., NL. 30/3a, S. 357f.) zwar, die »ganze Anlage« des Angriffs mache einen »durchaus sachgemäßen und verständigen Eindruck«, bemerkte aber, dass es der Truppe »am Aller- Allernotwendigsten [...] mangelte«, und befürchtete, dass der Feind, von der Gesamtstreitmacht angegriffen, durch »diesen selten dicken Busch geschützt durch die Zwischenräume mit starken Kommandos ausbricht u. auf unsere schwachen Etappen stürzt u. diese vernichtet oder doch wenigstens ausraubt.«

67 Estorff schlug mit seiner Abteilung am 15. August bei Epata das letzte echte Gefecht gegen die Herero.

damit – ungeachtet seiner kritischen Attitüde – das verblasene Selbstbild der Kolonisatoren.

Demgegenüber ist es wichtig festzuhalten, dass die Herero die Flucht *ergriffen* und sich erfolgreich weiteren Gefechten entzogen. Freilich flohen sie aus Furcht vor einer Bedrohung, die von den Deutschen ausging, und steckt in der Flucht immer auch ein Keim von Fremdbestimmung. Aber in der Flucht ist gleichwohl auch das Moment der Selbstbestimmung enthalten. Es erscheint keineswegs so abwegig, dass die Herero ihre gelungene Flucht aus dem (geplanten) Kessel als operativen Erfolg ansahen, wie verschiedene Quellen nahelegen (Heywood/Lau 1992: 143; Kukuri/Dammann 1983: 125; vgl. Michels 2009: 112).⁶⁸ Und selbst wenn sie nicht mehr bereit waren, organisierten Widerstand zu leisten, beugten sie sich ihren Häschern nicht. Daran wird deutlich, wie sehr Drechsler die »soziale Dimension« des Geschehens, das eine Interaktion von Tätern und Opfern darstellt (Shaw 2007: 81f.), unberücksichtigt lässt.

Umso unverständlicher erscheint der Umstand, dass selbst die These Drechslers, dass die deutsche Führung den Ausgang der Gefechte am Waterberg in dieser Form geplant hätte, immer noch kommentarlos, wenn nicht zustimmend, referiert wird (z.B. Schaller 2004b: 217; Olusoga/ Erichsen 2010: 142, 145). Aber das Erbe Drechslers wirkt vor allem in methodischer Hinsicht fort. Kaum eine neuere Studie entfernt sich in nennenswerter Weise von dem »intentionalistischen«, teleologischen Zug seiner Darstellung.⁶⁹

In diesem Zusammenhang ist eine weitere Variante der Genozidthese zu nennen, welche den genozidalen Wendepunkt des Feldzuges ebenfalls sehr früh verortet und einerseits zwar anerkennt, dass die Schlacht am Waterberg nicht so verlief, wie Trotha es geplant hatte, andererseits aber davon ausgeht, dass die Vernichtung, die der Oberkommandierende am Waterberg ins Werk hatte setzen wollen, bereits eine dezidiert

68 Jüngst hat Larissa Förster (2010: 130) gezeigt, dass Herero-Erzählungen den Ausgang der Gefechte vom 11. August 1904 als »unentschieden, bisweilen sogar als Sieg« erinnern. Am 15.8. notiert Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass eine Patrouille »in der Nacht vom 11–12 die Hereros hat Siegestänze tanzen sehen. Bon! Nicht verbreiten!« Er hielt es durchaus für möglich, dass diese Nachricht zutraf. Auch Epp (Eckl 2005: 291) will erfahren haben, daß die Herero bei Hamakari – nach der Schlacht – »die Nacht über getanzt und Jocus gemacht haben«.

69 So vertritt Jürgen Zimmerer (2005b: 52f.) die Auffassung, dass lokale und situative Faktoren sowie etwaige Rückschläge keinerlei Rolle für die Eskalation der Gewalt gespielt hätten, sondern dass von Trotha völlig unabhängig von diesen von Anfang auf die genozidale Vernichtung der Herero zielte.

genozidale Dimension besessen habe.⁷⁰ Das bedeutet, dass die Herero durch ihre geglückte Flucht, welche die Planungen der Deutschen durchkreuzte, ihrer sicheren Ausrottung am Waterberg entkamen (z.B. Benz 2007, Eckart 2001).

Es war bereits zu sehen, dass der Vernichtungsgedanke immer bestimmender wurde, je mehr sich die Metropole in die Aufstandsniederschlagung einmischte; klar wurde aber auch, dass der Vernichtungsgedanke über weite Strecken des Feldzuges eine engere, »konventionellere« Bedeutung besaß. Aus meiner Sicht galt dies auch noch für die (geplante) *Vernichtungsschlacht* am Waterberg. Am Konzept der Vernichtungsschlacht lässt sich eine grundlegende Ambiguität des Vernichtungsgedankens in der preußisch-deutschen Militärkultur um die Jahrhundertwende verdeutlichen. Nicht nur schließt »Vernichtung« in diesem Kontext nicht automatisch die Ausrottung des Gegners ein, sondern sie birgt neben Gewalt *entgrenzenden* zugleich Gewalt *begrenzende* Züge. Diese Ambiguität prägt auch die Metropolitanisierung des Feldzuges durch die Kommandoübernahme Trothas und soll deswegen im Folgenden beschäftigen.

Exkurs: Vernichtungsschlacht, »konservativer Militarismus« und Kleiner Krieg

Im Vorstehenden beschäftigte bereits das Konzept des Vernichtungskrieges. Davon ist das Konzept der Vernichtungsschlacht zu unterscheiden. Oft genug wird dieser Unterschied verwischt und werden die Konzepte als mehr oder weniger auseinander hervorgehende oder einander implizierende Ausformungen des Vernichtungsgedankens betrachtet (Kuß 2006, Reemtsma 1995).

Dabei liegen diese beiden Ausformungen, Vernichtungsschlacht und Vernichtungskrieg, nicht auf derselben Ebene. Schlachten sind Elemente von Kriegen, und Kriege, vor allem in der europäischen Erfahrung, bestehen typischerweise in einer Reihe von Schlachten. Die Vernichtungsschlacht gehört dem Feld des Taktisch-Operativen an, sie steht im Dienst der Strategie und kann Instrument unterschiedlichster Formen der Kriegführung sein; der Vernichtungskrieg aber besitzt eine strategische Dimension resp. umschreibt bereits eine bestimmte Strategie. Vernichtungskriege können prinzipiell ohne Vernichtungsschlachten auskommen; die Ethnologie ist reich an Beispielen, in denen Gruppen in einer Serie von Überfällen oder Hinterhalten, mithin »Nadelstichen« aufgerieben werden (z.B. Keeley 1996: 44). Umgekehrt machen Vernichtungsschlachten

70 Alison Palmer (2000: 185) betrachtet die »Direktiven für den Angriff auf die Hereros« vom 4. August als Beleg für die genozidale Intention Trothas.

einen Krieg nicht automatisch zum Vernichtungskrieg. Mit Blick auf die deutsche Militärgeschichte vor dem Ersten Weltkrieg lässt sich sagen, dass das Konzept der Vernichtungsschlacht integraler Bestandteil einer Militärdoktrin war, welche die Gewalt bis zu einem kaum gekannten Maße zu intensivieren suchte, der es dabei aber auch und ganz wesentlich um die *Einhegung* des Krieges ging. Diese Ambiguität lässt sich in Anlehnung an Norbert Elias (1992: 228) als die »Janushauptigkeit« des Vernichtungsgedankens bezeichnen.

Die Kampfform der Schlacht im Allgemeinen geht bereits mit einer dreifachen Begrenzung der Gewalt einher: Zum einen begrenzt sie die Gewalt zeitlich, indem sie die Ausübung kriegerischer Gewalt auf einen vergleichsweise kurzen Akt zusammenzieht. In diesem Sinne versteht Victor Davis Hanson (1989) die Schlacht (als vornehmliche Kampfform in interkulturellen Kriegen) als eine der großen Errungenschaft der griechischen Polis: Die rasche, eindeutige Entscheidung auf dem Schlachtfeld ersparte langwierige, opferreiche und kostenintensive Zermürbungskriege. Darüber hinaus begrenzt die Kampfform der Schlacht die Gewalt auch räumlich. Schlachten waren nicht zuletzt deswegen so häufig arrangiert, weil die Parteien erst ein geeignetes Terrain finden und vereinbaren mussten, auf dem sie sie austragen konnten. Für die Heere des Zeitalters der Lineartaktik – und nicht nur für diese – galt, dass sie ausschließlich auf großen freien Flächen manövrieren konnten (Warburg 2009: 171). Das bedeutet auch, dass sich die Gewaltausübung in einem gesonderten Raum fernab vom »zivilen« Alltag vollzieht (Kunisch 1973: 2). Damit hängt schließlich noch die »personelle« Begrenzung der kriegerischen Gewalt zusammen. Durch die räumliche Trennung bezieht die Schlacht vornehmlich Kombattanten ein und schließt Nicht-Kombattanten aus. Nicht zufällig stellen Schlachten universalhistorisch und kulturübergreifend⁷¹ dasjenige Element des Krieges dar, das am ehesten einer Regulierung und Ritualisierung unterlag (Mühlmann 1940: 49).⁷²

71 Das Moment der Ritualisierung ist kein Spezifikum des »primitiven Krieges«. Grundsätzlich beruhen alle Schlachten auf gegenseitigem Einverständnis, weswegen es auch heißt: »eine Schlacht *annehmen*«. »Primitive« Schlachten formalisieren nach Keeley lediglich einen Aspekt, der Schlachten per se inhäriert (Keeley 1996: 60; vgl. Mühlmann 1940: 117, Callwell 1996: 104). Keeley (1996: 61) untersucht bestimmte nicht-funktionale Merkmale der »primitiven« Kriegführung wie Bemalung und Kleidung der »primitiven« Krieger, vergleicht sie mit ihren Pendants in der europäischen Kriegskultur und kommt zu dem Schluss, dass moderne Schlachten in bestimmten Hinsichten noch ritualisierter und in bestimmten Aspekten dysfunktionaler als ihre »primitiven« Pendants sind.

72 Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, dass die ritualisierten Kampfgeschehen jederzeit zu äußerst verlustreichen »true fights« eskalieren konnten (Helbling 2006: 59). Dies belegt noch einmal nachdrücklich, dass auch

Wenn die Kampfform der Schlacht traditionell auch im Mittelpunkt der klassischen Kriegsgeschichte stand, machte sie empirisch nur einen kleinen, untergeordneten Bestandteil des Krieges aus, dessen Antlitz vornehmlich durch andere Kampfformen geprägt war, die oft in viel stärkerem Maße gewaltentengrenzend waren.⁷³ Der Umstand, dass etwa auch Kriegsherrn im Mittelalter, das wie kein anderes Zeitalter für streng reglementierte Ritterkämpfe zu stehen scheint, Schlachten tunlichst aus dem Weg zu gehen suchten, hing damit zusammen, dass die Chancen des Tötens und vor allem des Getötetwerdens im offenen Kampf tendenziell gleichmäßig verteilt und der Ausgang der Kampfhandlung ungewiss bleibt; wohl überall und zu allen Zeiten versuchten Feldherren deshalb, das ausgeglichene Gefecht zu meiden⁷⁴ und stattdessen auf Szenarien zu setzen, die geringere Risiken und höhere Gewinnchancen versprachen.⁷⁵

»primitive« Kriege kategorial grundverschieden sind von Sportereignissen und Spielen (so jedoch Turney-High 1991/1949: 49, 134). Sie sind vielmehr *todernst*.

- 73 Werner Hahlweg (1968: 26) hat nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass in der europäischen Militärgeschichte beide Momente, der Große Krieg regulärer Verbände sowie die Formen des Kleinen Krieges durch mobile, oftmals irreguläre Einheiten, den staatlichen Krieg ausmachten.
- 74 Kortüm (2010: 170) weist nach, dass der spätantiken Militärtheoretiker Vegetius durch das gesamte Mittelalter hindurch rezipiert wurde und dessen Rat befolgt, Schlachten möglichst zu vermeiden, da ihr Ausgang unklar war. Anders als in späteren Zeiten war im Mittelalter der Verlust einer Schlacht für den Heerführer mit einem hohen persönlichen Risiko verbunden, denn im Falle einer Niederlage drohte diesem die Hinrichtung durch die Sieger (ebd.: 171). Ein profilierter Krieger wie König Richard Löwenherz hat in seinem Leben nur drei Schlachten geschlagen, und Ähnliches gilt auch für Wilhelm den Eroberer oder Heinrich II. von England (ebd.).
- 75 Auch »primitive« Krieger haben eine *taktische* Präferenz für asymmetrische Konstellationen des Kampfes, aber dies gilt für beide Seiten und bewegt sich im Rahmen der beidseitig angewandten Mittel. Schlachten spielen in »primitiven« Kriegen eine eher untergeordnete Rolle. Schlachten sind durch relativ ausgeglichene Ausgangsbedingungen gekennzeichnet, so dass sich Chancen und Risiken relativ gleichmäßig auf die Kontrahenten verteilen. Die Risiken sind beträchtlich, zumal bei zahlenmäßig kleinen Gruppen. In Schlachten sind für beide Seiten die Risiken größer, während jedoch die Chancen, den Gegner zu schädigen und zu schwächen, nicht unbedingt größer sind als in anderen Formen des Kampfes wie in Überfällen oder Hinterhalten, die für den Angreifer deutlich geringere Risiken mit sich bringen. Keeley (1996: 46) bemerkt, dass in Schlachten riskant ist, durch den Nahkampf eine Entscheidung zu suchen, da dies stets bedeutet, dass die Krieger die »killing zone« durchqueren und sich dabei dem immer gefährlicher werdenden, gegnerischen Feuer aussetzen müssen, um an den Gegner zu kommen. Dies setzt eine weitreichende Kommandogewalt seitens der

So wenig sich die Schlacht als diejenige Kampfform begreifen lässt, die am stärksten gewaltentgrenzend wirkt – im Zeitalter der Lineartaktik waren es im Gegenteil gerade die Taktiken der Kleinkriegsführung, welche die kriegsvölkerrechtlichen Unterscheidungen wie Kombattant/Zivilist oder Front/Hinterland beständig hintertrieben⁷⁶ –, oder als diejenige Kampfform, die anteilig die meisten Opfer fordert – für Kriege in nicht-staatlichen Gesellschaften, aber nicht nur, gilt vielmehr das Gegenteil –, so wenig lässt sich sagen, dass eine Vernichtungsstrategie etwa preußisch-deutscher Prägung, die vorzugsweise auf operative Überlegenheit, und damit in der Hauptsache auf Schlachten setzt, per se mehr Opfer forderte oder größere Zerstörungen anrichtete als eine Ermattungsstrategie. Die US-amerikanische Kriegsführung in Vietnam bediente sich einer Ermattungsstrategie, die entgegen den Absichten der Führung auf diesem Schauplatz dazu führte, dass die Zivilbevölkerung systematisch zum Opfer der Gewalt wurde (vgl. Greiner 2007). Weder die eine noch die andere strategische Doktrin ist *per se* zerstörerischer als ihr Gegenstück; freilich können aber beide, unter gewissen Bedingungen, zu einer Eskalation der Gewalt führen.

Der Kampfform der Schlacht eignet (auch) ein gewaltbegrenzender Zug, aber gilt dies auch für den Typ der Vernichtungsschlacht? Reemtsma (1995: 377) würde diese Frage verneinen, denn er geht davon aus, dass in Vernichtungsschlachten »das gegnerische Heer nicht nur besiegt oder zurückgeschlagen, sondern in möglichst großem Umfange getötet werden soll«, und rechnet die Vernichtungsschlacht unter die »Formen des Vernichtungskrieges«.

militärischen Führer und komplementär eine strikte Disziplin seitens der Krieger voraus, die in »primitiven« Gesellschaften nicht ohne weiteres vorliegen. Da die Voraussetzungen nicht unbedingt erfüllt sind, muss sich der »primitive« Krieg aufs »Wesentliche« der Kriegsführung nach Keeley beschränken, aufs Töten von Feinden unter möglichst geringem Risiko für den Angreifer (ebd.: 175).

- 76 Das Beispiel des Obersten von der Trenck, der im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) eine berühmte (irreguläre) Panduren-Einheit kommandierte, belegt auf eindrucksvolle Weise, dass mit den Unterscheidungen von »Front« und »Hinterland« sowie von »Kombattanten« und »Zivilisten« auch die Trennung von legitimer Gewaltanwendung durch eine staatlich organisierte Armee auf der einen und »privatisierter«, krimineller Gewalt auf der anderen Seite unscharf zu werden drohte. Trenck wurde trotz erheblicher Erfolge nach Kriegsende der Prozess gemacht, weil seine Einheit sich Ausschreitungen hatte zuschulden kommen lassen, die der Staat nicht dulden wollte, weil er sonst befürchten musste, sich zu delegitimieren (Rink 2010: 155f.). Trenck wurde verurteilt, während die irregulären Verbände als die Hauptakteure des Kleinkriegs in die reguläre Armee integriert und einer strengeren Disziplin unterworfen wurden.

Nach Clausewitz (1952: 113) ist unter ›Vernichtung‹ zunächst zu verstehen, dass die gegnerische Streitkraft »in einen solchen Zustand versetzt [wird], daß sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann«. Das kann offensichtlich in vielerlei Weise geschehen, auch durch Entwaffnung und Gefangennahme des Gegners. Interessanterweise begreift mit Kurd Schwabe ein Kolonialoffizier, der immer wieder dem Einsatz übermäßiger Gewalt das Wort redet, die »Gefangennahme der feindlichen Truppen« auch auf dem kolonialen Schauplatz als vollen Vernichtungserfolg (Schwabe 1902: 89). Wie anschließend mit den Gefangenen verfahren wird, steht im Belieben der Sieger und bleibt daher völlig offen, aber hat mit dem Schlachtgeschehen im engeren Sinn nichts mehr zu tun.

Auch im Rückblick auf die Kriegsgeschichte lässt sich Reemtsmas Behauptung nicht erhärten. In der wohl berühmtesten Vernichtungsschlacht der Geschichte, der Schlacht von Cannae (216 v.Chr.), machten die Karthager und ihre Verbündeten zwar die unterlegenen römischen Legionäre beinahe bis zum letzten Mann nieder. Aber jüngere Beispiele wie Sedan (1870) oder Tannenberg (1914) unterstreichen, dass von taktischer Vernichtung durchaus die Rede sein kann, ohne dass die gegnerische Streitkraft in »möglichst großem Umfange« niedergemacht wird.

Die physische Vernichtung der gegnerischen Streitmacht bildet die ultimative Form der Wehrlosmachung und ist somit auch, zumindest als Möglichkeit, in dem Vernichtungsbegriff angelegt. Ob dieser sein Zerstörungspotential entfaltet, hängt immer auch von den Dynamiken des Kampfes ab, so etwa davon, bis zu welchem Grade der Unterlegene Widerstand leistet, ob er aufgibt, sobald ein taktischer Erfolg nicht mehr zu erlangen ist, oder erst dann, wenn er zu einer organisierten und adäquaten Gegenwehr nicht mehr in Lage ist, oder ob er bis zum letzten Atemzug kämpft und Pardon weder erwartet noch gewährt.

Indes sollte klar geworden sein, dass die Vernichtungsschlacht weder für die totale Entgrenzung kriegerischer Gewalt steht, noch notwendigerweise einen Bestandteil des Vernichtungskrieges bildet. Die deutsche Militärgeschichte vor den Weltkriegen verdeutlicht dies und zeigt darüber hinaus, dass und inwiefern das Konzept der Vernichtungsschlacht das Hauptmoment einer Doktrin darstellen konnte, der es immer auch – und nicht nur beiläufig – um die Einhegung des Krieges zu tun war.

Nach Jahrhunderten der zumindest teilweise erfolgreichen Hegung des Krieges (Münkler 2006b: 27–74) näherte sich seit dem frühen 19. Jahrhundert der Staatenkrieg immer mehr der Logik des »reinen Krieges« an. Bedeutsame Innovationen gingen von Frankreich aus, einer Macht, deren Legitimität nach dem Bruch mit dem *Ancien Régime* aus Sicht der übrigen Mächte fraglich war und für die der Krieg eine Frage von Sein oder Nichtsein der Revolution und ihrer Errungenschaften

bedeutete.⁷⁷ Diese ›Existenzialisierung‹ des Krieges stand in direktem Gegensatz zur Ordnung des Staatensystems, das der Westfälische Frieden geschaffen hatte und in dem bei kriegerischen Konflikten die Ziele in der Regel begrenzt waren und die Existenz der Kriegsparteien nicht in Frage stand (Münkler 2006b: 63). Dem entsprach darüber hinaus, dass im revolutionären Frankreich mithilfe der *levée en masse* in einem Umfang Heere ausgehoben wurden, die alles bis dahin Dagewesene in den Schatten stellten; beispiellos waren ebenfalls die Anstrengungen, die gesamte Bevölkerung zu mobilisieren und in den Dienst des Krieges resp. der Kriegsproduktion zu stellen.

Es war allerdings erst Napoleon Bonaparte, für Clausewitz (1952: 857) der »Kriegsgott« schlechthin, der den Krieg seiner »absoluten« Form entscheidend näherbrachte. In den Worten Hans Delbrücks hatte er sich von den Fesseln der absolutistischen Kriegführung befreit und von Anfang an alles auf die taktische Entscheidung angelegt, das feindliche Feldheer »außer Spiel zu setzen«, und diese Entscheidung verfolgt, bis der Feind sich den eigenen Bedingungen unterwarf. Bonaparte fasste bei seinen Feldzugsideen stets das feindliche Heer ins Auge und legte von vornherein alles darauf an, dieses zu schlagen, ja möglichst zu vernichten (Delbrück 2006: 55 f.).⁷⁸ Kurzum: Bonaparte hat den Vernichtungsgedanken, der in den Jahrhunderten zuvor mehr und mehr in den Hintergrund geraten war, wiederbelebt, und so dazu beigetragen, das Kampfgeschehen erheblich zu intensivieren.

Freilich muss man sich vor Einseitigkeiten und Übertreibungen hüten. Nach dem Dafürhalten des Althistorikers Victor D. Hanson war die »westliche« Militärgeschichte insgesamt durch die Zuspitzung auf die Entscheidungsschlacht geprägt, d.h. von einer Präferenz für militärische Zusammenstöße, die zwar von verhältnismäßig kurzer Dauer waren und einen eindeutige Entscheidung brachten, aber gleichzeitig von besonderer Gewalttätigkeit gekennzeichnet waren und sich überaus blutig ausnahmen (Hanson 1989: 9–18). Auch die absolutistischen Heere waren letztlich um der Schlacht willen da. Dennoch setzten die Feldherren nach dem Westfälischen Frieden immer mehr darauf, Schlachten zu vermeiden, und diese erst nach Ausschöpfung aller anderen Mittel (beispielsweise das Manövrieren oder Taktiken des Kleinen Krieges) einzuleiten. Denn »[j]e mehr es [...] unausgesetzter Drill und eine jeden Handgriff

77 Die *technischen* Innovationen, die in den napoleonischen Kriegen dem französischen einen Vorteil gegenüber anderen Heeren verschafften und zum Teil auf die vorrevolutionäre Zeit zurückgingen (McNeill 1984: 150, Adington 1984: 17f.), thematisiere ich an dieser Stelle nicht.

78 So versuchte Bonaparte stets, »seine ganze Macht auf den einen Flügel oder in eine Flanke des Gegners« zu schieben, »ihn zu umfassen, von seiner Basis abzudrängen und ihn auf diese Weise möglichst vollständig zu vernichten« (Delbrück 2006: 570).

vorschreibende Reglementierung vermocht hatten, aus [...] in der Regel widerwillig dienenden Soldaten einen funktionsgerechten Mechanismus zu schaffen, desto kostbarer und empfindlicher wurde ein solches Gebilde, desto mehr Schonung und Bedachtsamkeit bei seiner Verwendung geboten« (Kunisch 1973: 2).

Die Französische Revolution brach mit dieser Praxis und schuf Wirklichkeiten, die – zum Teil unwiderruflich – zur Entgrenzung des Staatskrieges beitrugen. Wesentlich war bekanntermaßen die Nationalisierung des Krieges. Von nun an wurde dem Volke suggeriert, der Krieg sei eine nationale, jeden Staatsbürger angehende Sache (vgl. Kotek/Rigoulot 2001: 26). Auf diese Weise konnte offenbar nicht nur den Soldaten, sondern der gesamten Bevölkerung viel mehr zugemutet werden, als es die absolutistischen Herrscher jemals gewagt hatten. Diese hatten im Kabinett, d.h. im engsten Kreis und hinter verschlossenen Türen, über Krieg und Frieden wie über dynastische Privatangelegenheiten entschieden, gleichwohl diese Entscheidungen eine Tragweite hatten, die auch das Volk zu spüren bekam, das durch Steuern und gegebenenfalls durch Kontributionen de facto immer schon in Mitleidenschaft gezogen war. Abgesehen von diesen fiskalischen und materiellen Belastungen setzten die dynastischen Herrscher indessen alles daran, den Krieg von der Bevölkerung fernzuhalten (Münkler 2006b: 53; McNeill 1984: 147). Im Frieden waren die Truppen in entlegenen, der zivilen Welt entrückten Garnisonen untergebracht. Die Schlachtfelder waren abgesondert (Kunisch 1973: 2), ebenso wie die Wege dorthin. Das ausgedehnte Magazinwesen stellte sicher, dass die Kontakte zwischen Bevölkerung und Truppen auf ein Minimum beschränkt blieben.

Mit der Nationalisierung und ›Existenzialisierung‹ des Krieges änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Einerseits ›existenzialisierten‹ sich die Zumutungen an »das Volk«, andererseits machte sich die politische Führung von der öffentlichen Meinung abhängig. Absolutistische Herrscher verfügten über vergleichsweise kleine, aber sehr kostspielige Söldnerheere, die sie wegen der langen Ausbildungsdauer nicht ohne weiteres ersetzen konnten und daher zu schonen suchten; dementsprechend konnte im Laufe einer kriegesischen Auseinandersetzung schnell der Punkt erreicht sein, dass ein Friedensschluss erwogen wurde, der friedenswilligen Partei waren sozusagen goldene Brücken gebaut, indem der Preis einer Niederlage angesichts der begrenzten Ziele dieser Kriege nicht allzu hoch war (Buchheit 1942: 76). Im Gegensatz dazu stellte das revolutionäre Frankreich seit 1792 den stehenden Heeren der antifranzösischen Koalition unaufhörlich neue Armeen entgegen, »deren Quelle – das Menschenpotential der Nation – trotz schwerer Verluste nicht versiegt« (Wohlfeil 1971: 319). Nun standen sich potentiell ganze Nationen gegenüber. Auch eine Vervielfachung der Verluste ließ sich so verschmerzen, und bisweilen (wie 1870) war es die öffentliche Meinung, die auf eine Fortsetzung des Krieges drängte.

Um dem revolutionären Frankreich gewachsen zu sein, kamen die alten Regime Europas nicht umhin, ihrerseits Reformen in Angriff zu nehmen und ihr nationales Menschenpotential in ähnlichem Umfang auszuschöpfen, wie es die Franzosen taten, so schwer dies auch fiel. Schließlich: Der Revolution und ihren Zielen gegenüber war man feindlich gesonnen; die »stehengebliebenen« Heere des Absolutismus (Warburg 2009: 115ff.), die inzwischen nicht mehr von privaten Kriegsunternehmern organisiert wurden, sondern allein »des Königs Rock« trugen, waren ein wichtiges Instrument zur Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols gewesen, eine Volksbewaffnung schien diesen Monopolisierungsvorgang rückgängig zu machen oder zumindest zu gefährden; die Regime fürchteten die Unterminierung der Obrigkeit und ihrer Ordnung mehr als einen verlorenen Kabinettskrieg (Wohlfeil 1971: 327f.). Nach der endgültigen Niederlage Bonapartes waren die Mächte allerdings gewillt, größere Konflikte untereinander zu vermeiden, was lange Zeit, d.h. bis knapp vierzig Jahre nach dem Wiener Kongress, gelang, bis schließlich die Spannungen doch zu groß wurden. In der Zwischenzeit jedoch hatte sich die Kriegführung noch weiter und noch dramatischer durch die Industrialisierung verändert (Förster 1986: 85f.). Ein Krieg drohte noch zerstörerische Ausmaße als die Napoleonischen Kriege anzunehmen.

Der Wandel, der sich in diesem Zusammenhang vollzog und dem Konzept der ›Vernichtung‹ neuen Auftrieb gab, lässt sich im Deutschen Reich eindrucksvoll am Aufstieg des Großen Generalstabs und seines Chefs, Helmuth von Moltke, nachvollziehen.

Der Stern des Großen Generalstabes ging endgültig während des Deutschen Krieges von 1866 auf. Auch wenn die geplante Vernichtung der österreichischen Streitkräfte durch Eigenmächtigkeiten der Truppenkommandeure vereitelt worden war, ist unter der Führung des Großen Generalstabs ein rascher und deutlicher Sieg errungen worden. Der Große Generalstab erwarb sich ein hohes Ansehen, und nicht zuletzt die siegreichen Schlachten im Deutsch-Französischen Krieg vier Jahre später trugen entscheidend dazu bei, dass Moltkes Vorstellungen von der Kriegführung zur offiziellen Doktrin wurden, mittels der Institution des Großen Generalstabes den folgenden Generationen von höheren Truppenkommandeuren eingepflegt wurden – und entsprechend schließlich erstarrten (Förster 1992: 15).

Trotz aller Unterschiede kann Moltke als in der direkten Nachfolge Bonapartes stehend angesehen werden (so Browning 2006: 93f.): Auch seine militärstrategischen Überlegungen waren von Anfang an und von Grund auf von dem Vernichtungsgedanken durchdrungen (Förster 1986: 88). Sie stellen den Versuch dar, zwei disparate Elemente zu vereinen: Einerseits wirkte Moltke durch das Insistieren auf dem Vernichtungsgedanken, den er geradezu zum Dogma der deutschen

Kriegführung erhob, auf die Intensivierung des Kampfgeschehens hin;⁷⁹ andererseits sah er in dieser Intensivierung ein Mittel, die kriegerische Gewalt zu begrenzen und durch einen kurzen Feldzug, der in wenigen Schlachten entschieden sein sollte, das Ausufern der Feindseligkeiten zu einem »Volkskrieg« zu verhindern. Sowohl 1866 als auch 1870/71 ging es von Moltke allein darum, einen schnellen Sieg über die feindliche *Streitmacht* zu erringen, und nicht darum, den feindlichen Staat und seine Bevölkerung niederzuwerfen (Förster 1986: 89). Auf beiden Seiten sollten Bevölkerung und Volkswirtschaft möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werden. Moltke trieb die Sorge um, ein Krieg zwischen zwei Großmächten könne sich endlos hinziehen und ausgesprochen verlustreich ausfallen, sollte er sich zu einem »Volkskrieg« auswachsen; wie die traditionellen Eliten im Deutschen Reich insgesamt fürchtete er gleichfalls die revolutionären Kräfte, die ein solcher Krieg auch in den eigenen Reihen hätte entfesseln können. Aus Sicht der traditionellen Eliten stand die Loyalität der urban-proletarischen Schichten alles andere als fest, weswegen man sich scheute, sie unter Waffen zu stellen. Gegen den Widerstand der Vertreter des »bürgerlichen Militarismus«, zu denen beispielsweise ein Erich Ludendorff zählte, setzten Vertreter des noch vorherrschenden »konservativen Militarismus« durch, dass die Wehrkraft trotz des formellen Bestehens einer allgemeinen Wehrpflicht die längste Zeit nicht voll ausgeschöpft wurde (Förster 1985: 9). Kurzum: In der Zuspitzung des Vernichtungsgedankens, der den Krieg erheblich zu verkürzen versprach, sah Moltke als Exponent dieses Konservatismus eine Möglichkeit, die Gefahr eines »Volkskrieges« mit all ihren Unwägbarkeiten zu bannen.

Im Krieg gegen Österreich 1866 ging das Ansinnen, den Vernichtungsgedanken in den Dienst einer begrenzten Kabinettskriegführung zu stellen, noch auf. Der Krieg gegen Frankreich 1870/71 jedoch nahm schon eine andere Wendung, als Moltke gehofft hatte. Zwar war es gelungen, die kaiserliche Armee in wenigen Zügen vernichtend zu schlagen, aber die junge Republik, die anschließend den Waffenstillstand auszuhandeln hatte, fand sich nicht bereit, die überzogenen Forderungen der Deutschen kampfflos zu akzeptieren (Förster 1992: 22). Anders gesagt, die Franzosen weigerten sich, die militärische-operative Niederlage ihres

79 Moltke betont: »Der Sieg allein bricht den Willen des Feindes und zwingt ihn sich dem unsrigen zu unterwerfen. Nicht die Besetzung einer Strecke Landes oder die Eroberung eines festen Platzes, sondern allein die Zerstörung der feindlichen Streitmacht wird in der Regel entscheiden. Diese ist das *vornehmste Operationsobjekt*« (zit. n. Langewiesche/Buschmann 2007: 171). Auch von Schlieffen ist bekannt, dass er sich mit »ordinären Siegen«, die zwar Siege waren, aber eben keine vernichtenden, nicht zufrieden geben wollte (Wallach 1970: 83).

Regimes anzuerkennen.⁸⁰ Der französische Kriegsminister, Léon Gambetta, rief stattdessen die »guerre à outrance« aus und entfesselte damit einen »Volkskrieg«. Immer neue Armeen wurden innerhalb kürzester Zeit regelrecht aus dem Boden gestampft und den Deutschen entgegen-geworfen; Freischärlereinheiten verbreiteten Terror, den die Deutschen mit Gegenterror beantworteten. Aber trotz der weiteren empfindlichen Niederlagen machten die Franzosen keine Anstalten, sich geschlagen zu geben, so dass kein Ende des Krieges in Sicht war. Erst als alles militärische Siege nichts mehr zu nützen schien und der »Volkskrieg« in vollem Gange war, radikalisierten sich auch die Forderungen Moltkes: Er verlangte, man müsse Frankreich, wenn es einmal niedergeworfen sei, so schwere Friedensbedingungen auferlegen, dass es nie wieder zu militärischer Größe gelangen würde. Es war der *Politiker* Bismarck, der dafür sorgte, dass der preußische König und spätere deutsche Kaiser diese Forderung zurückwies (Förster 1992: 25f.).⁸¹

Alfred von Schlieffen, zwischen 1891 und 1906 Chef des Großen Generalstabs und Urheber des sogenannten »Schlieffenplanes«, der dem Feldzug gegen Frankreich zu Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 zugrunde lag, teilte Moltkes Konservatismus. Er radikalisierte den Vernichtungsgedanken weiter, indem er die Auseinandersetzung zweier Millionenheere so konzipierte, dass sie in einer einzigen großen Schlacht entschieden werden sollte. Sicherlich bedeutete dies eine bisher nicht dagewesene Intensivierung des Kampfgeschehens, aber dieser Intensivierung lag der Gedanke zugrunde, durch eine vielleicht blutige, aber rasche Entscheidung den Krieg erheblich zu verkürzen und eine Entgrenzung in Form eines langwierigen »Volkskrieges« zu verhindern. Schlieffens Zielsetzung entsprach derjenigen Moltkes im Jahre 1870 und glich nun umso mehr einer Quadratur des Kreises, nämlich unter den Bedingungen

- 80 Den Fürsten und ihren Beratern war es leichter gefallen, eine Niederlage auf dem Gefechtsfeld zu akzeptieren, als der »vieltimmigen Nation«, die wenig geneigt war, einen Landverlust hinzunehmen, weil die Integrität des eigenen Territoriums »stets zum Kern des Selbstverständnisses einer jeden Nation« gehört (Langewiesche/ Buschmann 2007: 164).
- 81 Der US-General Philip H. Sheridan, der als Beobachter vor Ort den Krieg begleitete, war erstaunt, wie konventionell die Kämpfe etwa im Unterschied zu Ulysses S. Grants Vernichtungszügen im amerikanischen Bürgerkrieg waren (Langewiesche/ Buschmann 2007: 178f.). Er soll geurteilt haben, die Deutschen verstünden zwar wie keine andere Armee, den Feind zu schlagen, aber sie verstünden sich nicht darauf, den Gegner richtiggehend zu vernichten (ebd.: 179). Für ihn war der Vormarsch der deutschen Truppen mehr wie ein »vast picnic than like actual war« (ebd.). Nicht zuletzt die Bedingungen der Kriegsgefangenschaft, die in diesem Konflikt noch herrschten, verweisen auf den grundlegend konventionellen Charakter dieses Feldzuges (Mitze 1999: 243).

der Industrialisierung und Ideologisierung mit Millionenheeren einen kurzen Kabinettkrieg zu führen (vgl. auch Messerschmidt 1983: 243). Schlieffens Streben war Ausdruck des angesichts der veränderten Bedingungen längst obsolet gewordenen »konservativen Militarismus« (Förster 1985: 163).

Die »Pazifizierungskriege« des Deutschen Reiches in DSW fallen historisch in eine Phase unangefochtener Vorherrschaft der traditionellen Eliten und des »konservativen Militarismus«. Schlieffen war zu diesem Zeitpunkt noch selbst Chef des Generalstabes und hatte die Aufsicht über die Operationen in Übersee inne. Plante Trotha als der Oberkommandierende vor Ort im Einvernehmen mit Kaiser und Generalstab eine große Vernichtungsschlacht, um den Krieg gegen die Herero in einem einzigen Schlag zum Ende zu bringen, dann bildet das Konzept der Kriegführung des »konservativen Militarismus«, welches das Denken des Generalstabes und damit auch der führenden Truppenkommandeure prägte, den entsprechenden Referenzrahmen. Reemtsma (1995: 390) resp. Kößler und Melber (2004: 46f.) ist jedenfalls nicht zuzustimmen, wenn sie die Vernichtungsschlacht allgemein resp. in DSW im Besonderen als Ausdrucksform des »totalen Krieges« werten, wie ihn Deutschland im vollen Sinne erst Jahrzehnte später führen sollte. In dem gegenwärtig interessierenden Zeitraum stand die taktisch-operative Betonung des Vernichtungsgedankens durch die deutsche Militärdoktrin noch in einem grundlegend anderen Horizont. Als operatives Ziel war sie für Moltke oder Schlieffen ein Mittel nicht der Entgrenzung, sondern der Einhegung des Krieges – mochte ein solches Ansinnen zu diesem Zeitpunkt auch längst illusionär gewesen sein. Zwar sollte die Vernichtungsschlacht im Zweiten Weltkrieg ein Element des entgrenzten Vernichtungskrieges bilden, aber um die Jahrhundertwende war sie noch ein Hauptmoment der begrenzten Kriegsführung unter dem Signum des »konservativen Militarismus«.

Die Vernichtungsschlacht stellt gewissermaßen die ultimative Entscheidungsschlacht dar, weil sie auf nichts Geringeres zielt, als den Gegner zu jedem weiteren Widerstand unfähig zu machen; in Südwestafrrika konnte sich die deutsche Führung davon versprechen, den gesamten Krieg zu einem raschen Abschluss zu bringen. Hieran wird der Kontrast zwischen dieser Art der Kriegsführung und der Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« besonders deutlich, die Trotha so vehement ablehnte. Die Feldzüge der eingesessenen Offiziere waren in vielerlei Hinsicht begrenzt geblieben, so dass kaum jemals die Aussicht bestand, endgültige Entscheidungen zu erzwingen; ihr Vorgehen war der Staatenkriegsführung im Zeichen des »Dogmas der Vernichtungsschlacht«, die Trotha in Übersee einzuführen gedachte, diametral entgegengesetzt. Der militär-strategische Gegensatz zwischen Trotha und Leutwein bestand darin, dass ersterer eine an der »großen« Staatenkriegsführung orientierte

Vernichtungsstrategie und letzterer eine mit Mitteln des Kleinen Krieges verfolgte Ermattungsstrategie favorisierte; beide Formen der Kriegsführung konnten in ›konventionellen‹ Bahnen verlaufen und taten dies lange Zeit auch.

Der Kleine Krieg bildete über Jahrhunderte einen etablierten Bestandteil des Kriegshandwerks. Im 18. Jahrhundert wurde er als Kunst vollendet, »alle Wirkungselemente« dieser Kriegsform waren »ausgebildet« und traten in den folgenden Jahrhunderten immer wieder auf, ohne »auf grundsätzlicher Ebene [...] weiterentwickelt« zu werden (Hahlweg 1968: 28–31). Allerdings war der Kleine Krieg stets auf symmetrische Konstellationen bezogen, die ausschließlich reguläre Streitkräfte involvierten,⁸² und bildete dadurch einen untergeordneten Teil des Kriegshandwerks, das ganz von den Aufgaben der ›großen‹ Kriegsführung beherrscht wurde.

Die Quintessenz der ›großen‹ Kriegsführung bestand in der Schlacht, ein zeitlich wie räumlich eng eingegrenztes, dafür aber umso intensiveres Kampfgeschehen massierter und konzentrierter Truppenkörper regulärer Soldaten, die sich im 18. Jahrhundert, zu Friedenszeiten durch systematischen Drill zu regelrechten »Maschinen« geformt, in starren Linienformationen nach strengen geometrischen Grundsätzen gegenübertraten. Dieses im hohen Maße ritualisierte Kampfgeschehen war arrangiert, denn die Ordnung der Streitkräfte ließ sich beispielsweise nur auf einem entsprechend weitläufigen, freien und ebenen Feld entfalten, weil sich die Formationen in der Bewegung an natürlichen Hindernissen unweigerlich aufgelöst hätten. Die Kriegsführung jener Tage versuchte, die Feuerkraft zu konzentrieren, um ihre Wirkung zu steigern, und im Kampfgeschehen die Kontrolle über den Truppenkörper zu wahren; der Schlüssel hierzu war das Einhalten einer sichtbaren Ordnung. Der Drill war das Mittel, die Subjektivität des einzelnen Soldaten, seine Angst und Wut, möglichst auszuschalten und so sein Funktionieren im Räderwerk des Truppenkörpers auch unter Extrembedingungen zu gewährleisten (Warburg 2009: 116–118).

Unbeweglichkeit machte diese großen Formationen verletzbar; hier lag das Aufgabengebiet der Protagonisten des Kleinen Krieges, d.h. eigens aufgestellter, in kleinen, mobilen Verbänden agierender leichter Truppen. Diese verfolgten und beunruhigten größere Verbände auf dem Marsch, bei dem Aufschlagen des Lagers oder dem Entfalten der Gefechtsformation, mieden aber Gefechte und zogen sich im Zweifelsfall in unwegsames Gelände zurück, wo diese Verbände nicht operieren

82 Es wurde in diesem historischen Kontext mitunter zwischen regulären und irregulären Truppen unterschieden, aber es handelte sich dabei um eine rein militärtechnische Unterscheidung, keine völkerrechtlich relevante: Alle Akteure waren gleichermaßen Soldaten (vgl. Schmitt 1962).

konnten. Offenem Kampf gingen sie aus dem Weg und griffen stattdessen zu Taktiken wie Überfällen und Hinterhalten. Zusätzliche Aufgaben bestanden im Einholen von Nachrichten über den Gegner oder Eintreiben von Kontributionen (Heuser 2010: 142).

Wenn sich der Kleine Krieg auch eigener, denjenigen der ›großen‹ Kriegsführung entgegengesetzter Techniken bediente, war er die längste Zeit auf die letztere bezogen, gleichviel ob als »Vorbereiter«, als »Begleiter«, »Komplement« oder gar »Korrektiv« (Warburg 2009: 170; Münkler 2006n: 71; Hahlweg 1968: 26). Ganz im Dienste des ›großen‹ Kriegsführung stehend, erlangte die Kleinkriegsführung kaum jemals strategische Bedeutung.⁸³

An dieser Sicht auf den Kleinen Krieg änderte sich nichts, solange Kriege in erster Linie Staatenkriege zwischen strukturell vergleichbaren Akteuren waren. Im Zuge der kolonialen Expansion, die im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt fand, sahen sich die Imperialmächte immer häufiger strukturell andersartigen Gegnern gegenüber, und der Kleine Krieg verselbständigte sich operativ zur ausschließlichen Kampfform. Dieser Entwicklung trug Charles E. Callwell in dem 1896 erstmals erschienenen und vielbeachteten Werk »Small Wars« Rechnung, in dem er sich anschiekt, den Kleinen Krieg als eigenen Kriegstyp zu begreifen. Der Begriff bezeichnet asymmetrische Konfliktsituationen, in denen *eine* der Kriegsparteien über keine regulären Truppen verfügt.⁸⁴ Callwell hat dabei all diejenigen Szenarien im Blick, in denen reguläre Streitkräfte irregulären Verbänden mit (vermeintlich) unterlegener Bewaffnung, Organisation und Disziplin gegenüberstehen. Wegen der Asymmetrie, die zwischen den Kriegsparteien besteht, ruht die Kriegsführung auf anderen Bedingungen als die konventionelle, ausschließlich auf Kämpfe zwischen regulären Armeen abstellende Kriegsführung auf (Callwell 1996: 22), und Callwell versucht, diese Leerstelle der ›konventionellen‹, staatszentrierten Kriegslehre zu füllen.

Das Verhalten und die Äußerungen Trothas lassen darauf schließen, dass er diese Entwicklung nicht recht wahrhaben wollte, sondern stattdessen der hergebrachten Sichtweise anhing. Trotz seiner kolonialen Erfahrung in Ostafrika sah Trotha in der Kleinkriegsführung etwas Unselbstständiges und Untergeordnetes, weil nicht Entscheidendes – dies blieb der ›eentlichen‹ Kriegsführung mit ihren Schlachten vorbehalten. Allein seine Furcht vor der Guerilla weist darauf hin, dass er ahnte, dass Kleine Kriege eine Logik entfalten konnten, welche »Nur-Militärs« in arge

83 Friedrich II. musste das 1757 eroberte Prag aufgeben, weil das Umland von leichten österreichischen Truppen beunruhigt wurde.

84 Callwell definiert den Kleinen Krieg wie folgt: »Practically it may be said to include all campaigns other than those where both the opposing sides consist of regular troops« (Callwell 1996/1904: 21).

Bedrängnis brachte, weil sich durch rohe Gewalt allein nichts ausrichten ließ. Aber diese Facette des Kleinen Krieges trat erst im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts zutage. Für Trotha ging es bei dem Herero-Feldzug ausschließlich noch um die Niederschlagung eines Aufstandes mit allen Mitteln.⁸⁵

Das Insistieren auf der Vernichtungsschlacht brachte einerseits die Intensivierung der Gewalt mit sich, schloss andererseits aber auch – und nicht nur beiläufig – gewalteinhegende Tendenzen ein. Ethische Skrupel dürften hierbei keine Rolle gespielt haben; weit wichtiger war der Wunsch, einen langen Krieg zu vermeiden, auch wegen der Unwägbarkeiten, die ein solcher im Zeitalter der Nationalisierung mit sich führen mochte. Auch hier wird deutlich, dass das »Dogma der Vernichtungsschlacht« nicht nur für die rückhaltlose Entgrenzung der Gewalt stand, sondern auch einen gegenläufigen Zug aufwies.

Entscheidend ist die Frage, was geschah, wenn die Routinen nicht griffen und der große Erfolg ausblieb, wie mit dem Scheitern umgegangen wurde und welche Folgen es zeitigte. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der genozidalen Entgrenzung in DSW.

Festzuhalten ist, dass Trotha die Herero restlos niederwerfen wollte, nachdem Leutwein stets vor derart radikalen Kriegszielen zurückgeschreckt war.⁸⁶ Der neue Kommandeur brach daher auch mit der begrenzten Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« und versuchte stattdessen, den Krieg stärker zu »metropolitanisieren«, d.h. dem europäischen Staatenkrieg anzunähern: Den Herero war im Rahmen einer großangelegten Schlacht eine vernichtende, kriegsentscheidende Niederlage beizubringen. Dies führte zwar zu einer noch nicht dagewesenen Intensivierung des Kampfgeschehens, setzte der Gewalt aber auch Grenzen, indem es die Gewaltausübung auf einen kurzen Akt zusammenzog. Die versuchte »Metropolitanisierung« des Kolonialkrieges war ambivalent.⁸⁷

Die gewalthegenden Tendenzen von Trothas »Metropolitanisierung« traten auch in anderer Hinsicht zutage. Da sie letztlich im Konservatismus

- 85 Nach Ian Beckett (2001: 21) begann die Guerilla erst zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, die Eigenlogik zu entfalten, welche auch die meisten kriegerischen Konflikte der Gegenwart kennzeichnet. Entsprechend war im 19. Jahrhundert auch die Aufstands*bekämpfung* durch reguläre Armeen wenig elaboriert und im Grunde nichts anderes als schlichter (Gegen-) Terrorismus (ebd.: 26). Die Kriegführung Trothas bestätigt diese Beobachtung Becketts.
- 86 Offenbar hielt Leutwein einen Vernichtungsschlag in DSW generell für unmöglich. Trotha vermerkt am 16.6.1904 in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Leutwein soll darüber lachen, daß man die Bande am Waterberg so einkreisen könne, daß man sie vernichten könne.«
- 87 Diese Ambivalenz kommt in den Ausführungen des Direktors der kolonialpolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt, Oscar Stübel, zum Ausdruck, die bestimmt waren, die Mitglieder des Bundesrats zur Bewilligung der von

gründeten, trugen sie die typische Signatur des »Obrigkeits-Ordnungssyndrom« (Nipperdey 1992: 288). Leutweins Eingeständnis, dass die Kolonialregierung es aufgegeben hatte zu versuchen, der Privatisierung der Gewalt durch Siedler und Mannschaften noch Herr zu werden, stand in krassem Widerspruch zum obrigkeitsstaatlichen Denken der politischen und militärischen Eliten im Deutschen Reich und mag diese in der Annahme bestärkt haben, dass Leutwein die Lage nicht mehr im Griff hatte.⁸⁸ Trotha war nicht gewillt, diese Gewalt »von unten« hinzunehmen. Nicht zufällig bestand eine seiner ersten Amtshandlungen in dem Versuch, sie einzudämmen. An erster Stelle ist der Erlass der »Bestimmungen für das Militär-Gerichtsverfahren etc. während des Kriegszustandes in Deutsch-Südwest-Afrika« zu nennen.⁸⁹ Gemäß dieser Bestimmungen waren fortan allein Offiziere zu standrechtlichen Erschießungen ermächtigt, und zwar nur in eindeutigen Fällen; lediglich verdächtige Personen aber waren an Feldgerichte zu übergeben, die über ihre Schuld zu befinden hatten. Die Mannschaften indes sollten sich aller Übergriffe enthalten. Es handelte sich dabei offensichtlich um eine gewalt*begrenzende* Maßnahme, weil es den Kreis derer, die Gewalt ausüben durften, erheblich einschränkte (oder einschränken sollte).⁹⁰ Weitere Hegungsversuche folgten. Zu ihnen gehörte auch der Befehl vom 25. Juni 1904, der auf die Schwierigkeiten bei der Rekrutierung indigener Arbeitskräfte reagierte. Den Bedeckungsmannschaften wurde damit untersagt, indigene Transportarbeiter zu misshandeln, und es wurde bestimmt, dass in Zukunft nur noch Kommandeure berechtigt seien, etwaige Nachlässigkeiten der Arbeiter zu bestrafen – allerdings nicht durch körperliche

Leutwein beantragten Mittel zu bewegen. In einem Atemzug führt Stübel die »Wahrung des Ansehens des Reichs«, die er sich von dem Beweis überlegener Macht versprach, *und* die »Vermeidung langwieriger Kämpfe und unnötigen Blutvergießens« als Argumente für die Bewilligung derjenigen Mittel an, die eine »rasche[...] und vollständige[...] Niederwerfung des Aufstandes« erlauben würden (Stübel an die Mitglieder des Bundesrates, 12.3.1904, BArch. R1001/2113, Bl. 36).

88 Leutwein an Kolonialabteilung, 17.5.1904, BArch., R1001/2115, Bl. 63.

89 Trothas am 11. Juni 1904 erlassene »Bestimmungen für das Militär-Gerichtsverfahren etc. während des Kriegszustandes in Deutsch-Südwest-Afrika« (NAN BKE 220) entsprachen dem Sinn des »Kriegsbrauchs im Landkriege« (1902). Trotha hat diese Regelung kaum aus philanthropischen Gründen erlassen, sondern um das Gewaltmonopol der Obrigkeit wiederherzustellen.

90 Jürgen Zimmerer (2004b: 109) kommt zu dem entgegengesetzten Schluss. Nach seinem Dafürhalten habe diese Verfügung Trothas »ohne Zweifel« Massaker und Terror »zu einem geplanten Instrument deutscher Kriegführung« gemacht. Damit spätestens sei der Weg »zum Vernichtungskrieg und zum Völkermord beschritten« gewesen.

Züchtigung, sondern durch Lohnabzug, während gute Arbeit mit Extrazulagen belohnt werden sollte.⁹¹

Blickt man auf den August 1904 und die geplante Schlacht am Fuße des Waterbergs, muss man berücksichtigen, dass Trotha vorab Gefangenlager für 8.000 Insassen hatte anlegen lassen. Wenn es kein Zufall war, dass diese Kapazität genau der von offizieller Seite angenommenen Höchstzahl gegnerischer *Krieger* entsprach, weist dies auf eine – zumal für koloniale Verhältnisse – gehegte Kriegführung hin (Hull 2003: 148). In jedem Fall wurde offenkundig mit einer großen Zahl Gefangener gerechnet, was für die *konventionell-militärische* Lesart der Vernichtung in dieser Phase des Krieges spricht.

Zwei Passagen verdienen in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit, weil sie diesem Befund zu widersprechen scheinen oder ihn zumindest einschränken. Oberleutnant Stuhlmann erwähnt in seinem Tagebuch, den Truppen sei vor der Schlacht am Waterberg eingeschärft worden, es gehe bei den anstehenden Gefechten »um die Vernichtung des ganzen Stammes, es soll nichts Lebendes geschont werden«.⁹² Nur wenige Wochen später berichtet Leutnant Rudolph von Hardenberg in seinem Tagebuch von einem Plan, die Herero zu bestrafen, und fügt sogleich hinzu, dass diese Bestrafung darin bestanden hätte, »sie zu töten«.⁹³ So unmissverständlich ihr Inhalt ist, so unklar bleibt, von wem diese Befehle oder Pläne stammen (vgl. dazu auch Hull 2003: 154). Sowohl Stuhlmann als auch Hardenberg unterstanden dem Kommando Berthold Deimlings, der aufgrund seines Über-eifers und seiner Rücksichtslosigkeit als Urheber durchaus in Frage käme. Ungeachtet der ungeklärten Urheberchaft müssen diese Einträge ernst genommen werden; sie drücken in aller Deutlichkeit ein »Mehr« an Gewalt, ja eine Grausamkeit aus, die sich mit der Intensivierung des Kampfgeschehens im Rahmen der Vernichtungsschlacht nicht erklären lässt. Diese Passagen verdeutlichen noch einmal nachdrücklich, dass es sich bei den Gefechten in Südwestafrika um Kämpfe in den Kolonien, nicht um Akte eines europäischen Staatenkrieges handelte, um Feldzüge gegen »Rebellen«, die außerhalb des Kriegsvölkerrechts gestellt waren, und um Strafexpeditionen, die darauf zielten, diesen als illegitim wahrgenommenen Gegnern mit exzessiver Gewalt ihren Platz in der

91 KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«.

92 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 49.

93 Am 2. September notierte Hardenberg: »Von einer Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero, MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist« (NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 6 (Eintrag 2.9.1904)).

kolonialen Hierarchie anzuweisen. Diese Kämpfe hatten einen anderen »Referenzrahmen« (Neitzel/Welzer 2011), was nicht zuletzt aus dem Umstand hervorgeht, dass die physische Vernichtung ganzer Gruppen als Option im Raume stand. Die Logik des »Denkzettels« verlangte nicht nur, die Herero zu schlagen, sondern sie so zu schlagen, dass sie es nie wieder wagen würden, sich gegen die Kolonialherren aufzulehnen, genauer gesagt, sie verlangte zugleich nach einem Massaker. Indem das Massaker die Todesgefährlichkeit von Herrschaft unter Beweis stellte, die kollektive Erniedrigung und Vereinheitlichung der Beherrschten hervorbrachte, und dabei der Selbstverherrlichung der Täter diene, war es integraler Bestandteil kolonialer »Pazifizierungsprozesse« überhaupt (Trotha 1994: 42). Es ist also keineswegs unwahrscheinlich, dass Offiziere und Truppen ermutigt wurden, den Gegner rücksichtslos niederzumachen. Dennoch weisen die Vorkehrungen wie die Einrichtung von Gefangenenlagern darauf hin, dass die Führung trotz allem davon ausging, dass das Schlachten irgendwann ein Ende nehmen würde – und der Krieg im Großen und Ganzen doch noch begrenzt bleiben würde, jedenfalls nicht unmittelbar in die physische Ausrottung der Herero insgesamt münden würde. Damit stimmt im Übrigen auch zusammen, dass Trotha nach der Schlacht einen Befehl erließ, der zumindest das Töten von Frauen und Kindern untersagte⁹⁴ – das allem Anschein nach und entgegen den Erwartungen der Führung nicht mehr zum Stillstand kam. Es war offenbar der Wille der Führung, dass das Niedermachen all der Unglücklichen, die man am Rande der verpassten Schlacht zu fassen bekam, dass diese entfesselte absolute Gewalt genozidales *Erignis* bleiben sollte.

Die Frage, wie sich dieses und weitere Massaker irgendwann nach der Schlacht am Waterberg gleichsam verstetigten und zur genozidalen *Strategie* wurden, bleibt im Folgenden zu untersuchen. Gemeinhin wird den verschiedenen Phasen des Eskalationsprozesses zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Der Dreiklang aus Waterberg, Verfolgung und »Proklamation« pflegt so schnell zu erfolgen, als würden sich diese Schritte wie von selbst auseinander ergeben und auf den Höhepunkt, die »Proklamation« sowie die damit einhergehende Strategie, zutreiben. Aber der Weg in die Katastrophe weist Brüche auf.

94 Schlieffen hebt in einem Schreiben an Bülow hervor, dass Trotha, wie dessen ehemaliger Stabschef Chales de Beaulieu berichte, »nach dem Gefecht bei Waterberg, wo zahlreiche Frauen und Kinder in den Pontoks vorgefunden wurden und die Gefahr von Ausschreitungen vorlag, ihre Tötung noch besonders verboten« habe (Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089. Bl. 107; vgl. dazu: Hull 2005: 49).

Die Verfolgung

Henrik Lundtofte (2003) liefert eine detaillierte und differenzierte Darstellung des Herero-Feldzuges, die auch da noch instruktiv ist, wo sie fehlt. Zu Recht kritisiert er die Tendenz der Forschungsliteratur, die Zeiträume, die zwischen der Schlacht am Waterberg Mitte August und dem Erlass der berüchtigten Proklamation Trothas Anfang Oktober 1904 allzu leichtfertig auszublenzen, zumal diese Wochen überaus ereignisreich waren: Vermutlich kam ein großer Teil der fliehenden Herero in diesen Wochen ums Leben, wie Lundtofte mutmaßt (2003: 34).

In pointierter Abkehr von der herkömmlichen Sicht sucht Lundtofte nicht, den Genozid unmittelbar mit der Person Lothar von Trothas zu verknüpfen (anders: Benz 2007: 37; Zimmerer 2005a: 29f.; Eckart 2001; Krüger 1999: 51). Zu Recht nimmt auch er an, dass die Schlacht am Waterberg im Horizont einer ›konventionellen‹ Kriegführung gestanden und die angestrebte Vernichtung des Gegners zu diesem Zeitpunkt eine enger militärische Bedeutung besessen habe (Lundtofte 2003: 30–33). Aus seiner Sicht wiesen auch die Verfolgungsoperationen, die sich unmittelbar an die gescheiterte Schlacht anschlossen und darauf zielten, den fliehenden Gegner einzuholen und die ausgebliebene Entscheidung doch noch zu erzwingen, diesen ›gehegten‹ Charakter auf.⁹⁵ Als diese (erste) Verfolgung scheiterte, so Lundtoftes These, sei die Gewalt eskaliert, habe die Kriegführung totale Züge angenommen und sich zunehmend auch gegen Frauen und Kinder gerichtet (ebd.: 34f.). Er geht davon aus, dass Trotha unter dem Eindruck dieses Rückschlags am 16. August 1904 eine qualitativ neue, nunmehr dezidiert genozidale Strategie ergriffen habe (ebd.: 36).

Der Sache nach nimmt Lundtofte also an, dass die deutschen Rückschläge notwendige Bedingungen dafür waren, dass der Feldzug eine genozidale Wendung annahm. Anders gesagt, Trotha nahm erst dann einen Ausrottungsfeldzug gegen die Herero auf, als er daran gescheitert war, eine ›konventionelle‹ Entscheidung herbeizuführen, nachdem die Schlacht am Waterberg nicht in der erwünschten Form zustande gekommen und die anschließende Verfolgung buchstäblich im Sande verlaufen war.

So sehr Lundtofte ansonsten beizupflichten ist, spricht nichts für die Annahme eines so frühen Strategiewechsels, im Gegenteil. Aus den Tagebüchern der Kriegsteilnehmer geht vielmehr klar hervor, dass

95 Isabel Hull (2005) hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass das Verfolgen des Gegners nach dessen Ausbruch aus dem ›Kessel‹ zum militärischen Standard-Procédere gehörte. Es zielte darauf, den Misserfolg wettzumachen, den Gegner zu verfolgen und zu stellen, um ihn dann entscheidend zu schlagen.

beispielsweise für Ende August ein konzentrisches Vorgehen verschiedener Abteilungen mit dem Ziele einer abermaligen »Einkesselung« der Herero geplant war, und damit also offensichtlich eine Operation desselben Typs wie die Schlacht zwei Wochen zuvor.⁹⁶

Auch die Tagebücher Trothas lassen keinerlei grundlegende Zäsur erkennen, weder am 16. August noch in den folgenden Wochen. Bis zum 29. August 1904 finden sich keinerlei Anzeichen dafür, dass sich für Trotha die operative Lage grundlegend verändert hätte. Allerdings gibt der Oberkommandierende – immerhin fast zwei Wochen nach der von Lundtofte postulierten Zäsur – eine Unterhaltung wieder, die er mit Hauptmann Bayer über Leutweins Vorschläge zur Beendigung des Krieges geführt hatte:

»Palaver mit Bayer über Leutweins Ansicht der Situation. Er⁹⁷ bleibt bei seiner Idee, daß man den Krieg nur beenden könne, wenn man mit den Leuten paktiert. Über die örtlichen Wasserverhältnisse weiß er ebenso wenig wie alle alten Afrikaner. Vorläufig bleibe ich bei meiner Idee, sie immer zu verfolgen und zu schlagen, wo ich kann oder sie in engl[isches] Gebiet zu drängen, und dann dort eine starke Grenzbesetzung zu lassen.«⁹⁸

Trotha ist entschlossen, bis auf weiteres an seinem Vorgehen festzuhalten und die Herero »immer zu verfolgen und zu schlagen«, solange er kann. Er rechnet aber offenbar bereits mit der Möglichkeit, dass die Herero unter dem Druck der Verfolgung eher auf englisches Gebiet, das heutige Botsuana, zurückweichen, als dass sie sich nochmals zum Kampfe stellen und eventuell »schlagen« lassen. Würde der Fall eintreten, dass die Herero die englische Grenze überschritten – ob von den Deutschen »gedrängt«, wie Trotha es wendet, oder schlicht nicht mehr eingeholt, bleibe

96 Am 13.8. hatte Trotha noch die Befürchtung geäußert, dass ein »Einkreisen [...] nicht mehr möglich« sein würde (TA 122/17). Er antizipierte wohl zu Recht, dass es schwer werden würde, fasste zwischenzeitlich allerdings wieder Zutrauen. Indes vermerkt Viktor Franke am 21.8. in seinem Tagebuch, von Deimling in einen neuen »Einkesselungsplan« eingeweiht worden zu sein (BArch. NL Viktor Franke, NL. 30/3a, S. 369). Auch Stuhlmann will am 25.8. erfahren haben, dass konzentrische Operationen gegen die Herero geplant waren (NAN, Private Accessions, A.0109, S. 54). Epp (Eckl 2005: 274) berichtet am 23.8. ebenfalls von einem geplanten »Kesseltreiben«. Dies belegt nachdrücklich, dass sich die Strategie bis Ende August nicht grundlegend gewandelt hat.

97 Damit ist aller Wahrscheinlichkeit nach Leutwein gemeint, da Bayer, auf den dieses Personalpronomen grammatikalisch sinnvoll zu beziehen wäre, kein »alter Afrikaner« war.

98 TA 122/17, Eintrag 29.8.1904.

einmal dahingestellt – hätte sich die bisherige Strategie erübrigt. Für diesen Fall erwägt von Trotha, der veränderten Lage dadurch zu begegnen, durch eine »starke Grenzbesetzung« dafür zu sorgen, dass die Herero nicht wieder in deutsches Territorium würden zurückkehren können. Erstmals kommt an dieser Stelle eine neue Strategie ins Spiel – freilich nicht nur später, sondern auch von anderer Art, als Lundtofte annimmt. Ende August 1904 hatte Trotha allerdings die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, dass das bisherige Verfahren schließlich doch von Erfolg gekrönt sein würde.

Soweit aus dem entsprechenden Tagebucheintrag ersichtlich, war der General auch am 6. September 1904 noch zuversichtlich, die ersehnte operative Lösung herbeiführen zu können. Aus neuen Erkenntnissen über den Verbleib der Herero schließt er: »[A]lso wird es wohl doch noch einmal möglich sein, sie [die Herero, MH] zu fassen«. ⁹⁹

Am 23. September erwähnt Trotha ein Treffen mit Ludwig von Estorff, der eine der Abteilungen befehligte, die mit den Verfolgungsoperationen betraut waren. Estorff (1979: 117) gibt an, dem General vorgeschlagen zu haben, Verhandlungen mit den Herero anzuknüpfen, um so den Krieg zu beenden. Doch wollte Trotha davon nichts wissen, wie auch dessen eigener Eintrag zeigt: »Großer Vortrag von Estorff über die Operation. Er will verhandeln. Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Es wird gefochten, so lange es geht.« ¹⁰⁰ Trotha hält weiter an dem bisherigen Vorgehen fest. Selbst am 28. September hatte er die Hoffnung, einen entscheidenden Schlag gegen die Herero unter Samuel Maharero führen zu können: »Es wird erkundet und dann führe ich am 1. X. den letzten Schlag nach Osten gegen Samuel«. ¹⁰¹

Von diesem Gefecht ist auch in anderen Quellen die Rede. Man scheint auf deutscher Seite mit einem großen, dramatischen ›Showdown‹ gerechnet zu haben. Der Soldat Max Belwe erinnert sich, wie der Divisionspfarrer Max Schmidt die Truppen auf das vermeintlich letzte Gefecht einschwor. Überschwenglich führte er ihnen die Schwere des bevorstehenden Kampfes vor Augen und beschwor die Männer, auf alles gefasst zu sein und vorsorglich schon einmal die Rechnung mit dem Herrn zu machen (Belwe 1906: 115). Auch Stuhlmann rechnete mit einem »Verzweiflungskampf« gegen »Tausende« Herero; er hielt deren Stärke noch

99 Am 6.9. vermerkt Epp (Eckl 2005) jedoch resigniert in seinem Tagebuch: »Es scheint, daß das Vernichtungsmanöver zum 2. Mal mißglückt ist«. Dieser Eintrag ist insofern besonders aufschlußreich, als er die Kontinuität der Operationen unterstreicht.

100 Trotha fährt an dieser Stelle (TA 122/17) mit dem Vorwurf fort, Estorff wolle nur verhandeln, um Gouverneur zu werden, und hält dagegen: »Es wird alles totgeschossen! – Basta!«

101 TA 122/17, Eintrag 28.9.1904.

für so beträchtlich und die Lage für so ernst, dass er befürchtete, dass die deutschen Truppen vernichtet werden könnten.¹⁰²

Die Herero sollten jedoch einmal mehr die Hoffnungen des Hauptquartiers durchkreuzen. Auch dieses Gefecht kam nicht zustande, weil sich die Herero rechtzeitig zurückzogen. Samuel Mahareros abermaliges Entweichen besiegelte das Ende der Verfolgung; es bestand keine Aussicht mehr auf ein weiteres Gefecht, denn Ende September 1904 waren die Herero so weit in die Omaheke vorgedrungen, dass die Truppen ihnen nicht weiter folgen konnten. Wie aus einer Meldung an Schlieffen hervorgeht, hielt Trotha nunmehr einen grundlegenden Strategiewechsel für unausweichlich:

»Die großen Operationen sind, soweit es sich um etwaige konzentrische Schläge handelt, beendet. Eine Weiterführung derselben ist mit Rücksicht auf Wasser und Verpflegung unmöglich. Es wäre vielleicht zu machen gewesen, wenn uns die Karte östlich der Linie Otjosondjou – Epata – Epukiro nicht völlig im Stich gelassen hätte.«¹⁰³

Anders als Lundtofte annimmt, kam es auf deutscher Seite vor Ende September resp. Anfang Oktober 1904 zu keinem Strategiewechsel. Im Prinzip ruhten die Verfolgungsoperationen insgesamt auf der gleichen Grundlage wie die Schlacht am Waterberg auf. Trotha hatte durchgängig auf »große Operationen« gesetzt, die nach Möglichkeit in »konzentrischen Schlägen« kulminieren sollten, die allein es ermöglichten, dem Gegner eine entscheidende Niederlage beizubringen. Als Operationen dieses Typs nicht mehr möglich waren, weil sich die (Reste der) Herero so weit in der wasserarmen Omaheke befanden, dass die deutschen Truppen nicht mehr folgen konnten, musste Trotha zu einer neuen Strategie greifen. Franz Epp (Eckl 2005: 284), der die Verfolgung mitgemacht hatte, ließ in seinem Tagebucheintrag vom 1. Oktober keinen Zweifel daran, dass erst das endgültige Scheitern der Verfolgung eine grundlegende Zäsur setzte: »Der Krieg tritt in ein weiteres Stadium, Plan in Arbeit«.

¹⁰² Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.109, S. 62; 64. Auch Epp (2005: 282, vgl. auch 281) vermerkte am 25.9. (wie bereits in ähnlichen Worten am 23.9.) mit Blick auf dasselbe Gefecht in seinem Tagebuch: »Man hofft nochmals auf einen entscheid[enden] Schlag«.

¹⁰³ Bericht Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 18/1. – Das Telegramm Trothas an den Großen Generalstab vom 1.10.1904 kündigt zwar davon, dass entgegen allen bisherigen Annahmen im Sandfeld »keinerlei Mangel an Weide« bestünde und sich auch »frisch aufgemachte Wasserlöcher« dort fänden, dass aber ein »Operieren mit stärkeren Abteilungen daselbst [...] unmöglich« sei (NAN ZBU D.IV.L.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches, Bl. 82f.).

Auch wenn es in dem betreffenden Zeitraum zwischen Mitte August und Ende September keinen fundamentalen Strategiewechsel gegeben hat, haben sich die Bedingungen dennoch gewandelt.

Die erste Verfolgung der Herero musste nach wenigen Stunden abgebrochen werden. Trotha war offenbar davon ausgegangen, dass Deimling über ausreichend Verpflegung für Mannschaften und Tiere verfügte, um die Verfolgung unverzüglich aufzunehmen und die Masse der abziehenden Herero doch noch zum Entscheidungskampf zu stellen, musste aber erkennen, dass er sich getäuscht hatte.¹⁰⁴ Wertvolle Zeit war vertan, die sich später auch unter größten Anstrengungen nicht mehr aufholen ließ. Die deutschen Truppen nahmen die Verfolgung effektiv erst am 16. August auf und kamen fortan immer einen Schritt zu spät. Sie konnten die Herero nicht mehr einholen und kein Gefecht mehr erzwingen. Die große Entscheidungsschlacht rückte buchstäblich in immer weitere Ferne. Nicht zuletzt der beklagenswerte Zustand der eigenen Truppen und die andauernde Trockenzeit weckten die Befürchtung, dass man die Herero »ja sowieso nicht mehr« zu fassen bekommen würde.¹⁰⁵

Der Krieg, der sich ursprünglich in »einer Operation im großen« erschöpfen sollte (Lettow-Vorbeck 1957: 77), hatte unter der Hand begonnen, sich Stück um Stück zu »verkleinern«. Mit dem Zusammenwirken der verschiedenen Abteilungen in einem großen Gefecht war kaum mehr zu rechnen; vielmehr »kämpften« sie mehr oder weniger für sich, wann und wo sie auf den Gegner stießen, der sich längst in mehrere Gruppen um einzelne Häuptlinge aufgespalten hatte. Hätte das Gefecht vom 1. Oktober stattgefunden, hätten die Verfolger nur einem Teil der ursprünglichen Herero-Streitmacht gegenübergestanden, freilich demjenigen Teil, der von Samuel Maharero angeführt wurde, den zum vorläufigen Abschluss des Feldzuges zu töten oder gefangen zu nehmen, zumindest symbolisch von Bedeutung gewesen wäre. Da es zu keinen größeren Gefechten mehr kam, fragmentierte die Kriegführung und lag spätestens im Oktober, als die größeren Operationen eingestellt worden waren, ganz in den Händen kleiner Detachements und Patrouillen, die sich nun an das machten, was der General vielsagend »Detail-Behandlung« nannte.¹⁰⁶

Im Zuge der Verfolgung kam es kaum mehr zu Kämpfen im eigentlichen Sinne, allenfalls zu kleineren Scharmützeln und Rückzugsgefechten;

104 Trotha vermerkt am 13.8.1904 in seinem Tagebuch (TA 122/17), wie ihm gemeldet wurde, dass die Truppen, die für die Verfolgung vorgesehen waren, »absolut kein Korn Hafer und nichts an Verpflegung haben. Ich denke ich falle auf den Rücken. Und damit diese 30 Kilom. Verfolgung in Scene gesetzt, die nur dann einen Sinn hat, wenn man sie d.h. die H. überholen kann, nachdem sie mindestens 24 St. Vorsprung haben. Das ist mir über den Spaß. Ich dachte sie hätten 3 Tage Hafer und Mundportion«.

105 NAN, Private Accessions, A.109, S.79

106 Trotha an Schlieffen, 4. Oktober 1904, BArch. R1001/2089, S.5.

ansonsten beschränkte sich das Kampfgeschehen auf Überfälle auf versprengte Gruppen, die meist unterschiedslos niedergemacht wurden. Jeder, der den Weg der Schutztruppe kreuzte, war verdächtig. San oder Damara ließ man vielleicht wieder laufen,¹⁰⁷ aufgegriffene Herero wurden im günstigsten Falle einem Verhör unterzogen: Vermochten sie dabei keine genauen Angaben über den Verbleib von Häuptlingen, Kriegern oder Waffen zu machen, oder erschienen ihre Angaben zweifelhaft, wurde – auch mit Frauen und Kindern – kurzer Prozess gemacht.¹⁰⁸ Dies war zwar kein Novum in diesem Krieg, aber etwas hatte sich doch verändert: Unter der Hand wandelte sich die Bedeutung von ›Vernichtung‹, selbst wenn die strategischen Prämissen die gleichen blieben.

Je größer der Umfang einer Operation und der sich gegenüberstehenden Streitmächte ist, desto eher kann sich die Vernichtung auf ein Abstraktum richten, die organisierte Widerstandskraft des Gegners, indem sie dessen ›Moral‹ angreift, in seinen Reihen Panik erzeugt und zentrifugale Kräfte entfesselt, bis so viele nur noch ihre Haut zu retten suchen, dass der koordinierte kollektive Widerstand zusammenbricht (vgl. Collins 2010: 9ff). Erscheint das Weiterkämpfen aussichtslos und gefahrenvoll, werden Kämpfer eher bereit sein, die Waffen zu strecken. In diesem Fall geht Vernichtung nicht zwingend mit hohen Verlusten einher. Mit einem solchen Ausgang rechnete Trotha offenbar am Waterberg und traf deswegen Vorbereitungen wie das Anlegen von Gefangenenlagern.

Je kleiner aber die Operationen sind, desto konkreter kann auch die Bedeutung der Vernichtung werden. Die Gefechtsform, die von der Verfolgung an den Herero-Feldzug prägte, waren Überfälle, die auf beiden Seiten nur geringe Zahlen von Kämpfenden involvierten, aber anteilig zu sehr hohen Verlusten – und zwar einseitig unter den Herero – führten. Von Gefangenen ist oft gar nicht mehr die Rede. Zerfällt der Krieg

107 Trotha vermerkt am 13.9. in seinem Tagebuch: »Am Abend wird eine Kaffernfamilie angebracht und wieder fortgejagt« (TA 122/17).

108 Der Offizier von Frankenberg berichtet beiläufig, wie eine Frau, die den Deutschen in die Hände gefallen war, nach kurzem Verhör »als Spionin, Lügnerin usw. samt Kind erschossen« wurde (Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 128). Trotha notiert am 12.8., als er in Gedanken längst bei der Verfolgung der Herero war: »In den gestern genommenen Werften wird ein Hereroweib gegriffen. Sie sagt einiges aus, daß alle Großleute nach dem Omurambo unterwegs seien. Auf meine Ansage, daß sie nun gehängt würde, sagt sie, es ist nicht wahr« (TA 122/17). Es handelt sich dabei möglicherweise um denselben Zwischenfall, den Victor Franke – empfört – aus dem Hauptquartier schildert: »Im Lager wird eine Herero-Frau mit Kind erschossen, erstere braucht 2 Schuß, letzteres einen. Gemeine Bande!« (NL Viktor Franke [BArch., NL. 30/3a], Einträge 12.8.1904, S. 362).

in viele kleine Kampfhandlungen wie Überfälle oder Hinterhalte, ist er im Ganzen stärker von situativen Dynamiken wie »Vorwärtspaniken« bestimmt, nach Randall Collins (2011: 129) die gefährlichste soziale Situation überhaupt. Wichtiger aber ist, dass die kleinen Einheiten wie Patrouillen, welche die Hauptakteure dieser ›Kämpfe‹ bilden, oft auch gar nicht mehr auf Gefangene eingestellt waren und keine Kapazitäten besaßen, zumal die verfolgenden Abteilungen ebenfalls unter Hunger, Durst und Krankheiten zu leiden hatten. So begründete Trotha auch den »Schießbefehl« vom 2. Oktober 1904, die berühmte »Proklamation«, wobei er schon Wochen zuvor, am 13. September, in seinem Tagebuch beklagte, dass sich insbesondere Frauen und Kinder immer wieder den deutschen Posten näherten und um Wasser bäten, weswegen er »erneute Befehle gegeben [habe], alles mit Gewalt zurückzutreiben, da Anhäufung von großer Zahl Gefangener eine Gefahr für Verpflegung und Gesundheit der Truppen bedeuten«. ¹⁰⁹ Am 18. September vermerkt Leutnant von Frankenberg den Eingang eines entsprechenden Befehls: »Überlaufendes Gesindel ist des mangelnden Proviantes wegen zurückzuweisen, Männer sind zu entwaffnen, zu verhören und dann nach Kriegerrecht zu behandeln«. ¹¹⁰

Zusammenfassend lässt sich sagen: Je geringer die Aussicht, ›die Herero‹ noch zu fassen und entscheidend zu schlagen, desto mehr richtete sich die Gewalt kategorisch gegen *jeden* Herero.

Die Proklamation

Am 2. Oktober 1904 verfasste Lothar von Trotha die berühmte Proklamation an die Herero. ¹¹¹ Isabel Hull (2005: 57) hat nachdrücklich darauf

¹⁰⁹ Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.9.1904.

¹¹⁰ Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 116.

¹¹¹ Der Text des »Aufruf[s] an das Volk der Herero« lautet: »Ich, der große General der deutschen Soldaten, sende diesen Brief an das Volk der Herero. Die Hereros sind nicht mehr deutsche Untertanen. Sie haben gemordet und gestohlen, haben verwundeten Soldaten Ohren und Nasen und andere Körperteile abgeschnitten, und wollen jetzt aus Feigheit nicht mehr kämpfen. Ich sage dem Volk: Jeder der einen der Kapitäne an eine meiner Stationen als Gefangenen abliefern, erhält 1000 Mark, wer Samuel Maharero bringt, erhält 5000 Mark. Das Volk der Herero muß jedoch das Land verlassen. Wenn das Volk dies nicht tut, so werde ich es mit dem Groot Rohr dazu zwingen. Innerhalb der Deutschen Grenze wird jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auf sie schießen. Dies sind meine Worte an das Volk der Hereros. Der große General des mächtigen deutschen Kaisers.« Nach der Verlesung der Proklamation sollte

hingewiesen, dass Vieles von dem, was die Proklamation ankündigt, zu dem Zeitpunkt ihres Erlasses bereits gängige Praxis war. Dies darf aber nicht dazu verleiten zu übersehen, dass Trotha darin eine neue Strategie niedergelegt hat, die eine neue Phase des Feldzuges einläutete. Insofern bildet die Proklamation eine Zäsur.

Zu allererst ist festzuhalten, was die Proklamation *nicht* ist. Sie fügt sich nicht bruchlos in den Gewaltprozess und bildet auch nicht die vorprogrammierte Klimax von Trothas Feldzug. Manch eine Darstellung legt dies insofern nahe, als sie in wenigen Sätzen von der Schlacht am Waterberg Mitte August zur Proklamation von Anfang Oktober 1904 fortschreitet, als hätte sich in diesen Wochen nichts für den weiteren Verlauf Wesentliches ereignet (z.B. Zimmerer 2004a: 38f.; Gewalt 2004: 70ff). Joël Kotek (2008: 181) stellt die Proklamation gleichsam als die logisch zwingende Vollendung des vorhergehenden Kriegsverlaufs dar. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass der Strategiewechsel auf ein fundamentales Scheitern reagierte.

Die Militärs wähten sich nicht unbedingt in einer Position der Stärke. Sie waren sich nur allzu sehr der Grenzen bewusst, die ihrer Macht gesetzt waren. Daher erscheint es mir auch zweifelhaft, dass Trotha in der Erwartung zur »Versieglung« des westlichen Saums der Omaheke schritt, noch die letzten Reste eines längst geschlagenen Gegners zu beseitigen und sein Vernichtungswerk zu vollenden (so beispielsweise Bridgman/Worley 1995: 17). Auf deutscher Seite scheint keineswegs so klar gewesen zu sein, wie schwer die Herero bereits getroffen waren. Immerhin rechnete man, wie gesehen, Ende September mit einem entscheidenden Gefecht gegen tausende Herero. In seinem anschließenden Schreiben vom 4. Oktober an Schlieffen geht Trotha immer noch davon aus, dass sich das Gros der Herero in der Omaheke würde behaupten oder in englisches Gebiet würde retten können.¹¹²

Anfang Oktober war nicht viel erreicht. Trotha musste nun einen Strategie-Wechsel vollziehen, weil seine Truppen nicht mehr weiterkonnten. Die Herero befanden sich außerhalb der Reichweite der eigenen Truppen,

den eigenen Truppen noch der folgende Zusatz eröffnet werden: »Dieser Erlaß ist bei den Appells der Truppen mitzuteilen mit dem Hinzufügen, daß auch der Truppe, die einen der Kapitänen fängt, die entsprechende Belohnung zuteil wird und das Schießen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, daß über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß dieser Erlaß dazu führen wird, keine männlichen Gefangenen mehr zu machen, aber nicht zu Grausamkeiten gegen Weiber und Kinder ausartet. Diese werden schon fortlaufen, wenn zweimal über sie hinweggeschossen wird. Die Truppe wird sich des guten Rufes des Deutschen Soldaten bewußt bleiben. Der Kommandeur gez. v. Trotha, Generalleutnant.«

112 BArch. R1001/2089, Bl. 5f..

so dass man auch nur wenig Bestimmtes über sie wusste. Im schlimmsten Fall war mit einem Gegner zu rechnen, der nicht entscheidend geschlagen war und sich nun ungefährdet in einem unzugänglichen Gebiet aufhielt, aus dem er jederzeit würde zurückkehren und den Krieg wieder würde aufnehmen können. Genau diese Bedenken machte Schlieffen noch in einem Schreiben an Bülow vom 23. November geltend, als er betonte, die Herero würden »vom Betschuanaland aus eine beständige Bedrohung« darstellen, falls die Kapregierung nicht gegen sie vorgehen würde, und deswegen mit einem »dauernden« Krieg rechnen zu müssen glaubte.¹¹³

Besonders schwer wog wohl, dass man das Heft des Handelns aus der Hand gegeben hatte und nur noch zuwarten konnte, was die Herero tun würden, dass man also nur reagieren konnte. Um die Sicherheit des rückwärtigen Schutzgebietes zu gewährleisten, musste man Truppen in ausreichender Stärke in ein entlegenes Gebiet entsenden und für unbestimmte Zeit dort unterhalten, wobei selbst dann die Sicherheitsfrage angesichts der Ausdehnung der Grenzen und der Weite des Landes stets prekär bleiben würde.

Die Proklamation entstand, was die Wahrnehmung der Militärs anbelangte, eher aus einer Position der Schwäche. Ungeachtet seiner martialischen, allgewaltig scheinenden Rhetorik konnte Trotha nicht viel mehr tun, als den Herero gegenüber eine *Drohung* auszusprechen, die darauf zielte, dasjenige zu verhindern, was er mit seinen Truppen nicht verhindern konnte: ihre Rückkehr in das Schutzgebiet.¹¹⁴ Für Zeitgenossen wie Epp war die hohle »Theatralik«, die der Proklamation und den Umständen ihres Erlasses anhaftete, nicht zu übersehen (z.B. Eckl 2005: 284). Schlieffen stellte im Dezember wohl auf der Grundlage von Trothas Bericht vom 4. Oktober 1904 fest:

»Wir sind gegenwärtig völlig außer Stande, den Hereros irgend ein Leid zu tun. Wenn sie nicht mutwillig unsere Linien zu durchbrechen suchen, kann ihnen nicht das Mindeste unsererseits geschehen. Die entsetzlichen Drohungen der Trothaschen Proklamation vom 2. Oktober müssen den Hereros lächerlich erscheinen.«¹¹⁵

Indem die Literatur mit Blick auf die Proklamation meist von einem »Vernichtungs-«, »Schieß-« (Zimmerer 2005a: 31) oder »Genozidbe-fehl« (Schaller 2004b) spricht, wird leicht übersehen, dass dieser Text in erster Linie den *Herero* etwas kundtun sollte, sie zu etwas bewegen

113 BArch. R1001/2089, Bl. 4.

114 Die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* durchschaute Trothas Strategie als den Versuch, »aus der Not eine Tugend« zu machen (»Der Aufstand«, in: DSWAZ, 14.12.1904, S.2).

115 Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 108.

sollte, und erst in zweiter Linie an die eigenen Truppen gerichtet war (Eckl 2005: 35).¹¹⁶ Hierin liegt auch das Neue der Proklamation.

Der Proklamation eignete von Anfang an ein genozidaler Zug, aber zunächst war ein anderes Moment bestimmend. Zur Zeit ihrer Entstehung stand sie im Zeichen des Terrors und zielte auf Maßnahmen, die sich mit Sémelin als »unterwerfende Vernichtungspraktiken« begreifen lassen, auch wenn es sich dabei um einen Grenzfall handeln dürfte.¹¹⁷ »Unterwerfende Vernichtungspraktiken« schließen zwar die Tötung von Zivilisten ein, stellen aber nicht auf deren systematische Vernichtung ab; sie zielen in erster Linie auf die Durchsetzung politischer Herrschaft über die Überlebenden (Sémelin 2007: 357f.). Es lässt sich kaum sagen, dass der »Terrorismus« gegen die Herero (Marchand-Volz 1998: 211) – auch Trotha selbst gebrauchte diesen Begriff – auf die Durchsetzung politischer Herrschaft über die überlebenden Herero zielte, wie Trotha rückblickend behauptete (Trotha 1909: 1); schließlich wähte man das Gros der Herero außerhalb der Reichweite der eigenen Truppen und hob die Drohung darauf ab, sie dem ›deutschen‹ Herrschaftsgebiet auch künftig fernzuhalten. Die Proklamation stellte klar, dass die Herero »nicht mehr deutsche Untertanen« waren und »[i]nnerhalb der Deutschen Grenze« nicht mehr geduldet werden würden. Der Terror hatte vielmehr zum Ziel, die nunmehr eingetreten Verhältnisse möglichst auf Dauer zu stellen und die Herero endgültig aus dem eigenen Herrschaftsbereich zu verbannen. Der »Terrorismus« sollte die jenseits des eigenen Einflussbereichs vermeinten Überlebenden dazu veranlassen, sich Trothas Willen zu beugen und jeden Gedanken an eine Rückkehr ins Schutzgebiet aufzugeben. Um einen *Grenzfall* »unterwerfender Vernichtungspraktiken« handelt es sich insofern, als die Unterwerfung nicht auf Beherrschung, sondern auf Vertreibung zielte.¹¹⁸

116 Dass die Proklamation zugleich eine Handlungsanweisung an die Truppen darstellte, belegt nicht zuletzt der Umstand, dass sich Trotha bemüht sah, die aus der Proklamation sich für die Truppen ergebenden Aufgaben in einem Zusatzbefehl zu spezifizieren.

117 Isabel Hulls Darstellung (2005) trägt dem Prozesscharakter der Gewaltengrenzung viel stärker Rechnung als die meisten anderen Studien, geht aber noch nicht weit genug. Sie geht davon aus, dass die Proklamation unmittelbar genozidale Bedeutung besessen habe. Die Annahme, dass die Proklamation Praktiken sanktioniert habe, die längst Usus gewesen seien (Hull 2005: 57), verlegt den Beginn der genozidalen Phase sogar noch weiter in den September 1904. Die näheren Umstände des Erlasses der Proklamation aber sprechen dafür, dass sie zunächst im Zeichen des »Terrorismus« stand. Diesen Zwischenschritt lässt Hull aus.

118 In Parenthese sei angemerkt, dass die Vertreibung resp. die Mittel, mit denen sie erreicht werden sollte, *juristisch* gesehen wohl bereits den Tatbestand eines Verbrechens gegen die Menschheit (vgl. Barth 2006: 13) und auch des

Im gegenwärtigen Kontext ist entscheidend, dass Trotha zum Zeitpunkt des Abfassens der Proklamation – gleichviel ob zu Recht oder nicht – mit der Möglichkeit rechnete, dass sich ein relevanter Teil der Herero *jenseits* des eigenen Einflussbereichs aufhielt und dass diesem nur *indirekt* durch exemplarische Terrorakte beizukommen war. Insofern ließe sich sagen, dass in der Proklamation *zur Zeit ihrer Entstehung* das Moment der *Drohung* bestimmend war – was nicht zuletzt Schlieffens Einschätzung entsprach.¹¹⁹ Wenn dem so ist, setzte Trothas zweite Strategie nicht unmittelbar auf Ausrottung, sondern auf Vertreibung, und vervollständigte so Selous' Dreiklang. Die Vertreibung, die in der Proklamation ausgesprochen ist, ist damit mehr als nur »Camouflage« (so Zimmerer 2005b: 32).

Unbeschadet der gemachten Einschränkungen eignete der Proklamation jedoch auch von Grund auf ein genozidaler Zug. Der Zusatzbefehl forderte die Soldaten auf, jeden männlichen Herero direkt zu töten. Selbst wenn Frauen und Kinder von dieser Maßnahme ausgenommen geblieben wären, hätte die konsequente Durchführung des Befehls früher oder später zur Vernichtung der Herero insgesamt führen müssen. In der Drohung, dass »jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh«, getötet werden würde, steckt jedoch etwas Kategorisches, das für Terrorpraktiken untypisch ist und eher der Logik »ausrottender Vernichtungspraktiken« entspricht. Auch Terrorakte treffen nicht zufällig, sondern *gerade* die Unschuldigen, aber meist nur Wenige, gewissermaßen stellvertretend für das Kollektiv, dem die Drohung gilt. Trotha jedoch kündigte in seiner Proklamation an (und befahl somit auch seinen Truppen), *alle* (männlichen) Herero niederzumachen, die unglücklich genug waren, die Wege der deutschen Patrouillen zu kreuzen.

Hinzu kommt, dass mit der Proklamation die letzte Exit-Option, die vielleicht noch in Frage gekommen wäre, die bedingungslose Unterwerfung auf »Gnade und Ungnade«, endgültig wegfiel.¹²⁰ Mochte ein solches

Völkermordes erfüllt. Es wirft sich außerdem die Frage auf, ob ein kommandierender General überhaupt das Recht besaß, »Untertanen« des Reiches – was auch immer dies mit Blick auf die »Eingeborenen« bedeuten mochte – zu expatriieren, wie er es tatsächlich tat.

119 Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BAArch., R1001/2089. Bl. 108.

120 In diesem Zusammenhang ist folgender Tagebucheintrag Trothas instruktiv: »Ich glaube, daß sie [die Herero, MH] in Kürze mit Friedensanträgen kommen werden. Wenn ich nur die mögliche Form fände, noch die weiße Flagge zu schießen. Sie müssen vernichtet werden. Vielleicht kommt es aber noch ganz anders« (Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 20.6.1904). Der Eintrag verweist einmal mehr auf die Ruchlosigkeit des Generals, der am liebsten auf die Herero schösse, wenn sie sich ergäben. Der Eintrag macht aber auch deutlich, dass dies nicht ohne weiteres möglich wäre und Trotha erst

Ergeben zuvor bereits hoch riskant gewesen sein, bedeutete es nunmehr den sicheren Tod, da auf jede Person geschossen wurde, die sich innerhalb der Grenzen des Schutzgebietes aufhielt. Auch weil die Proklamation die letzte Exit-Option aufhebt, markiert sie einen Wendepunkt des Gewaltprozesses, denn sie führt zur endgültigen Entfesselung »autototischer« Gewalt: Es geht nur noch darum, den Gegner »verschwinden zu machen«. Von der Vertreibung zur Ausrottung ist es dann auch nur noch ein sehr kurzer Schritt.

Bereits im August 1904 hatte Trotha für den Fall des endgültigen Scheiterns seines »konventionellen« Vernichtungsplans eine neue Strategie ins Auge gefasst, die darin bestand, die Herero »in englisches Gebiet zu drängen, und dann dort eine starke Grenzbesetzung zu lassen«. ¹²¹ Diese Strategie trat erst im Oktober in Kraft, aber reichte in eine Phase des Krieges zurück, in der die Lage der Herero wohl noch nicht so verzweifelt war und sich die Deutschen noch weniger ein klares Bild davon machen konnten. Dass das Hauptquartier alle diplomatischen Beziehungen zu den Herero abgebrochen hatte (resp. nie welche aufgenommen hatte), dass es im Grunde keinerlei Beziehung zu dem Gegner hatte, ¹²² die Zeichen nicht zu deuten verstand und auch nicht auf die Ratschläge der »alten Afrikaner« hören wollte, ¹²³ erschwerte die Beurteilung der Lage erheblich, zumal offenbar niemand die Omaheke wirklich kannte. ¹²⁴ Das

Vorwände finden müsste, um dies tun zu können. Die Unterwerfung von Herero hätte in eigene Bedrängnis gebracht, denn er hätte sie unter Umständen annehmen müssen. Der Weg war also nicht grundsätzlich verstellt (wenn er auch riskant war, wie der Eintrag zeigt). Auch ein anderes Beispiel weist darauf hin. Den Erwartungen Trothas entsprechend, wies Major von Estorff den kriegsmüden Herero-Führer Salatiel Kambazembi an, fortan keine Boten mehr zu ihm zu schicken, es sei denn, sie meldeten: »Salatiel unterwirft sich«. Verhandlungen waren ausgeschlossen, eine bedingungslose Unterwerfung aber offenbar nicht (Abschrift einer Botschaft vom 18.7.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 134).

¹²¹ In einem großen Bogen, der von Otjituuo in südwestlicher Richtung den Omuramba Omatako entlang bis zum Waterberg, in östliche Richtung bis zu dem Eiseb und den Epukiro entlang reichte, besetzten resp. kontrollierten deutsche Truppen die bekannten Wasserstellen.

¹²² Auch Franz Epp (2005: 289) war ein Neuankömmling; er hielt – im Unterschied zu Offizieren wie Estorff – Trothas neue Strategie für »ganz sachgemäß«: »Erledigt sind die H[erero] noch nicht [...]«.

¹²³ Estorff hatte Trotha im September darauf hingewiesen, dass sich die Herero am Rande der Ausrottung befanden (Estorff 1979: 117), aber die »alten Afrikaner« wurden im Hauptquartier, wie viele Kriegsteilnehmer übereinstimmend berichten, »bespöttelt« (Eckl 2005: 294).

¹²⁴ Wie der Feldgeistliche P.A. Ziegenfuß bemerkte, wussten selbst die »alten Afrikaner« nichts über die Omaheke. Die Umstände, die man dort vorfand,

Hauptquartier neigte außerdem dazu, von für es selbst ungünstigeren Einschätzungen auszugehen.

Man darf dabei nicht vergessen, dass die deutschen Militärs sich mit einem Gegner konfrontiert sahen, der sich evasiver Strategien zu bedienen wusste und eine gelungene Flucht unter Umständen als operativen Erfolg verbuchte. Hinzu kam, dass den Herero aufgrund ihrer teilweise nomadischen Lebensweise die Bewältigung langwieriger und beschwerlicher Migrationsbewegungen zuzutrauen war. Nicht nur verstanden sie es, »Feldkost«¹²⁵ aufzuspüren, sondern sie kannten auch die alten Handelsrouten, die durch die Omaheke führten, und damit – im Unterschied zu ihren Verfolgern – die Lage von Wasser- und Weidestellen (vgl. Lindholm 2006).

Wenn Trotha gegenüber Schlieffen die Möglichkeit nicht ausschließen wollte, dass sich die Herero in der Omaheke würden behaupten oder auf englisches Gebiet würden zurückweichen können, dürfte er auf richtig gewesen sein. Immerhin musste er damit sein Scheitern einräumen, was ihm angesichts des angespannten Verhältnisses zu Schlieffen nicht leichtgefallen sein kann.¹²⁶ Deswegen ist es möglich, dass Trotha, als er die Proklamation erließ, von einer Lage ausging, in der er sich von seinen Maßnahmen nicht mehr erhoffen konnte, als die Herero durch

überraschten: »Das allgemein als wasserlos, oder doch als recht wasserarm bezeichnete Sandfeld wies [...] zuweilen sehr reichhaltige, gute Quellen, selbst größere Wasserstellen auf und diese besetzte und behauptete aufs hartnäckigste der mit einer großen Menge Vieh geflohene Feind« (»Aus meinen Kriegserlebnissen. Vortrag, gehalten von P.A. Ziegenfuß«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.6.1905, 1. Beilage). Noch am 14.12.1904 führte die DSWAZ (»Der Aufstand«, S.1) aus: »Es ist erfahrungsgemäß zu erwarten, dass, wenn man den versprengten Feind jetzt in Ruhe lassen würde, er sich während der Regenzeit erholt und Vieh zusammenraubt, um nachher die Feindseligkeiten, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wieder zu eröffnen, denn er hat jetzt erst recht nichts mehr zu verlieren.«

125 Dabei handelte es sich vorwiegend um Wurzeln und Knollen wildwachsender Pflanzen.

126 Einmal geht aus dem Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten Nikolaus Ritter von Endres hervor, dass Schlieffen gegen die Ernennung von Trothas war (vgl. Kuß 2010: 83 [Anm. 1]); offenbar entsandte Schlieffen mit Bedacht einen Abteilungschef aus dem Großen Generalstab als Stabschef Trothas, Martin Chales de Beaulieu, der hinter dem Rücken Trothas an ihn berichtete und sich mit ihm austauschte, bis es darüber zum Konflikt mit Trotha kam (vgl. Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 22.7.1904) und Chales de Beaulieu wahrscheinlich unter einem Vorwand das »Schutzgebiet« verließ (NL Viktor Franke [BArch., NL. 30/3a], Einträge 1. und 13.9.1904). Wie noch zu sehen wird, nahmen die Spannungen mit Schlieffen immer weiter zu.

Einschüchterung von einer künftigen Rückkehr ins Schutzgebiet abzubringen.

Dies änderte sich in der Folgezeit – während wohl auch Trotha Bericht vom 4. Oktober Schlieffen erreichte und zum Handeln bewog. Für Trotha wurde in den weiteren Wochen immer klarer, dass die Herero den Truppen nichts mehr entgegenzusetzen hatten, dass sie sich im Sandfeld kaum würden halten und große Teile von ihnen auch nicht englisches Gebiet würden erreichen können; vielmehr wurde deutlich, dass ein großer Teil derer, die nicht den deutschen Kugeln zum Opfer fielen, Krankheiten, Hunger und Durst erlagen. Trotha schrieb am 26. Oktober an Schlieffen: »Die eingehenden Meldungen [von] Mühlenfels bestätigen die Nachricht von dem allmählichen Untergang der Nation der Herero in der Omaheke.«¹²⁷ Als sich somit herauszustellen begann, dass der »Terrorismus« dazu angetan war, den Gegner auszurotten, als also die mörderischen Folgen des deutschen Vorgehens immer deutlicher zutage traten,¹²⁸ aber unverändert daran festgehalten wurde, wurde die Schwelle zum Genozidalen endgültig überschritten. Mit Dirk Moses (2004) zu reden, war in der Entwicklung der »genozidale Moment« dann erreicht, als sich Trotha der Folgen seines Handelns bewusst wurde, es bejahte und entschied, daran festzuhalten.¹²⁹

Die Dynamik der Entgrenzung

Isabel Hull (2005: 45ff) geht davon aus, dass die Gewalt während der Verfolgungsoperationen Schritt um Schritt entgrenzte. Dabei nimmt sie an, dass sich die genozidale Eskalation mehr oder weniger aus der sturen Befolgung des Standardprocedere der preußisch-deutschen Militärdoktrin und der besonderen Rolle des Militarismus ergab. Allerdings lässt sie so

¹²⁷ Trotha an Schlieffen, 26.10.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 20/1f..

¹²⁸ Nach der Darstellung des Großen Generalstabs wurden die Konsequenzen der deutschen Maßnahmen erst nach Beginn der Regenzeit evident (Großer Generalstab 1906: 218), und die Niederschläge können frühestens im November 1904 ein Niveau erreicht haben, das es den Truppen ermöglichte, bis zur östlichen Grenze des Schutzgebiets vorzustoßen und sich des »Erfolgs« der bisherigen Operationen zu vergewissern.

¹²⁹ Helen Fein hat in *Genocide. A Sociological Perspective* (1993) – in pointierter Abkehr vom Alltagssprachlichen und juristischen Verständnis von Intentionalität und im Rekurs auf Robert Merton – einen Begriff intentionalen Handelns entwickelt, der besagt, dass dieses sich nicht nur auf die unmittelbar bezweckten, sondern auch auf die lediglich vorhersehbaren Konsequenzen des eigenen Tuns erstreckt (Fein 1993: 19). Insofern bilden auch die hier vorgenommenen Einschränkungen kein Hindernis, mit Blick auf die Geschehnisse in DSW von Genozid zu sprechen.

unberücksichtigt, dass Trothas Kurs unter Militärs alles andere als unumstritten war und dass man in Berlin den Eindruck gewann, dass in Südwest manches aus dem Ruder lief. Offenbar trieb es Trotha zwar nicht so weit, dass Schlieffen oder Bülow in Erwägung zogen, ihn seines Kommandos zu entheben, aber die durch die Proklamation geschaffene Lage – von der sie wohl erst in der zweiten Novemberhälfte erfuhren – schien ihnen doch so ernst, dass sie einschreiten und eine Kurskorrektur durchsetzen zu müssen meinten. Wie gravierend dieser Eingriff in die Kommandogewalt Trothas bereits war, wird an der Heftigkeit seiner Reaktionen deutlich.

Nachdem die Chronologie des Geschehens geklärt ist, können wir uns der von George Steinmetz (2007: 180) aufgeworfenen, entscheidenden Frage zuwenden, wie das Umschlagen eines über weite Strecken begrenzten in einen genozidalen Feldzug zu erklären ist. Offensichtlich führt die Annahme eines eliminatorischen Rassismus auf Seiten Trothas allein nicht weiter, denn obwohl Trotha durch Verhängung des Kriegsrechts schon bei seiner Ankunft in Südwest mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet war, beließ er es lange Zeit bei einer ›konventionellen‹ Kriegführung. Was brachte den General schließlich dazu, diesen Weg zu verlassen, die Gewaltschraube immer weiter anzuziehen und gegen alle Widerstände einen Kurs einzuschlagen, der kaum Aussichten auf Erfolg gewährte, dabei die eigenen Truppen aufzureiben drohte und immer deutlicher auf die Ausrottung der Reste der Herero abhob?

Die Gewaltentgrenzung wird aus dem Scheitern der ursprünglichen Pläne resp. daraus erklärlich, was dieses nicht für möglich gehaltene Scheitern für Trotha bedeutete. Die hier vorgeschlagene Erklärung greift auf den erstmals von der Psychologin Helen B. Lewis (1971, 1987) beschriebenen und von Thomas J. Scheff sowie Suzanne M. Retzinger in die gewaltsoziologische Debatte eingeführten »Scham-Wut-Mechanismus« zurück (Scheff/ Retzinger 2001; Scheff 2000). Zunächst will ich darlegen, was ich unter Scham verstehe, um in weiteren Schritten die übigen Komponenten dieses Mechanismus offenzulegen und zu erläutern.

Scham und Wut

Scham entsteht aus der Erfahrung der Diskrepanz von Ich-Ideal und realem Selbstbild (vgl. Piers/Singer 1971: 70; Lewis 1971: 40ff), die sich typischerweise unter den Augen ›der Anderen‹ abspielt, immer aber zumindest einschließt, dass sich das seiner schämende Selbst mit den Augen ›der Anderen‹ betrachtet (Katz 1999: 148). Dies macht die Scham zu einem eminent sozialen Affekt, wenn nicht zu *dem* »gesellschaftlichen Affekt par excellence« (Heller 1980: 111). Wie Sigward Neckel im Anschluss an Georg Simmel feststellt, betrifft die erfahrene – oder genauer: offenbarte – Inkompetenz keine bloß akzidentelle Fertigkeit, die

das Selbst beherrschen oder auch nicht beherrschen kann, ohne dass dies sein ›Wesen‹ affizierte; vielmehr enthüllt dieses Unvermögen in der Wahrnehmung des betroffenen Selbst immer auch eine Unvollkommenheit der Person ›an sich‹ (Simmel 1995: 142f.; Neckel 1991: 85). Deswegen wird die Schamerfahrung auch oft als so gravierend empfunden, wie Neckel (1991: 25) unterstreicht: »Wer sich schämt, verachtet sich, der ist sich fremd geworden, und Fremdheit schlägt ihm entgegen, wurde er von und vor anderen beschämt«. Dies verdeutlicht zugleich, wie eng das Gefühl der Scham mit dem zusammenhängt, was Sigmund Freud »soziale Angst« nannte, und dabei die Angst vor dem Liebesverlust im Blick hatte, den die negative, missbilligende Aufmerksamkeit ›der Anderen‹ nach sich zu ziehen droht (Freud 1999b: 484). Daher schreiben Scheff und Retzinger (2001: 5) dem Affekt der Scham die Funktion zu, dem Selbst den Stand seiner sozialen Beziehungen anzuzeigen resp. diesem zu signalisieren, wann sie gefährdet sind. Nach Retzinger (1987: 155) stellen Emotionen immer auch Reaktionen auf Krisen (»crisis responses«) dar und besitzen eine Signalfunktion, indem sie das Selbst innerlich warnen, wenn etwas nicht ›richtig läuft‹.¹³⁰ So nimmt Retzinger weiter an, dass Scham eine regulative Bedeutung besitzt, indem sie das Selbst in die Lage versetzt, sich im Umgang mit Anderen so zu verhalten, dass es die ihm wichtigen Beziehungen aufrechterhalten kann. Diese Überlegung macht deutlich, dass Scham nicht etwa per se pathologisch oder dysfunktional ist, sondern ein Affekt, der Menschen in die Lage versetzt, soziale Beziehungen zu erhalten.

Dennoch fordert sie einen hohen Preis. Scham selbst ist schambehaftet: Man schämt sich ihrer (Wurmser 2007: 82), und deswegen verbindet sich damit auch so oft der Drang, davonlaufen, sich verstecken oder gar ›sterben‹ zu wollen – aber eben auch der Impuls, Scham zu verleugnen und zu verdrängen (Lewis 1971: 37f.). Denn in der Scham erfährt sich das Selbst, wie Jean-Paul Sartre bemerkt hat, als *Objekt* der Aufmerksamkeit Anderer. Von der Scham überwältigt und paralysiert, erlebt es sich in einer passiven Rolle (Lewis 1971: 41, 198). Schließlich konfrontiert diese das Selbst mit seiner strukturellen Anerkennungsbedürftigkeit sowie mit der Tatsache, dass es trotz aller Selbständigkeit, die es in Anspruch nimmt, sich selbst nicht ganz genügt. Vor allem aber ist es wichtig zu sehen, dass wenn die Scham auch in die Lage versetzt, soziale Beziehungen wiederherzustellen und zu erhalten, dies nicht bedeutet, dass sie die Rückkehr zu dem ursprünglichen Zustand dieser Beziehungen ermöglicht. Man mag sich durch die Scham auch erfolgreich gegen die Typisierungen durch Andere wenden und vermittels dieser

130 Wie Angst eine Bedrohung für das physische Selbst signalisiere, zeige Scham eine Bedrohung für das soziale Selbst an, wie Scheff (2000: 51) sinngemäß festhält.

Reaktion zu erkennen geben, dass das, wessen man sich schämt, nicht repräsentativ für die Person »an sich« sei; aber indem man sich schämt, bekennt man, gefehlt zu haben, und ordnet sich so dem Urteil der Anderen unter. Dies beeinträchtigt aber die weitere Interaktionsmächtigkeit der Person: Sie kann nicht mehr ohne weiteres Normgeltung einklagen, nachdem sie sich zuvor selbst darüber hinweggesetzt hatte. Vielmehr steht sie selbst unter Beobachtung und ist zu demonstrativer Konformität genötigt (vgl. Neckel 1991: 99f., 106). Insgesamt ist Scham wenig mit dem Anspruch auf Autonomie und Würde verträglich. Diejenigen Kulturen, in denen diese Werte eine maßgebliche Rolle spielen – Scheff (2000: 43) hat dabei besonders »nicht-traditionale«, »westliche« Kulturen im Sinne – sind besonders disponiert, Scham zu perhorreszieren und zu verleugnen.

In ihrer therapeutischen Praxis bemerkte Lewis, dass Scham generell meist verleugnet wird. Sie unterscheidet zwei Formen des »Verstellens«: zum einen die offene, nichtidentifizierte Scham, die heruntergespielt, falsch benannt oder verfremdet wird, aber immerhin nicht ganz und gar verkannt wird, zum anderen die »umgangene« (»bypassed«) Scham. Die »Umgehung« ist eine besondere Form von Abwehr, welche die Entwicklung von Schamgefühlen und das Aufkommen des damit verbundenen Schmerzes verhindert (Lewis 1971: 38), dabei aber auch dem Auflösen oder Abführen der Scham im Wege steht. »Umgangene« Scham ist gewissermaßen »rekursiv«, sie nährt sich aus sich selbst und kehrt so immer wieder (Scheff 2000: 61). Da sie nicht zugelassen wird, kommen auch ihre eigentlichen Ursachen nicht in den Blick, und deswegen kann sie auch nicht abgebaut werden. Stattdessen setzt sie Sequenzen von Emotionen frei, von denen eine Abfolge besonders zerstörerisch und in diesem Kontext von entscheidender Bedeutung ist: Gemeint ist die Sequenz, in der sich die »umgangene« Scham in Wut übersetzt und schließlich in Gewalt münden kann. Generell kann Ärger durchaus gerechtfertigt sein, und wenn er sich nicht mit Scham vermengt, rasch verfliegen und maßvoll bleiben; somit versetzt er in die Lage, in den betreffenden sozialen Beziehungen notwendige Justierungen vorzunehmen. Jedoch neigt er in Verbindung mit »umgangener« Scham dazu, sich zu blinder Wut, zu Hass und Ressentiment zu steigern und zu verstetigen. Dann dient Ärger vor allem dazu, Scham zu verbergen und die nicht zugelassenen Gefühle auf die Außenwelt zu projizieren (Scheff 2000: 113). Da sich Wut, Hass und Ressentiment nicht gegen ihre eigentlichen Ursachen richten und daher auch keinen adäquaten Bewältigungshandlungen darstellen, erneuern sie sich beständig; damit verstrickt sich das Selbst in einer Spirale, aus der es nicht mehr ohne weiteres herausfindet. Sein weiteres Handeln nimmt in der Folge obsessive und zwanghafte Züge an.

Meine These lautet, dass sich Trotha nach dem Fehlschlag am Watterberg immer tiefer in einer solchen »Scham-Wut-Spirale« verdingt

und dass sein Handeln davon bestimmt war. Somit ist in dieser Spirale der Mechanismus zu erblicken, der für die stete Entgrenzung der Gewalt sorgte.

Der Untersuchung eines historischen Falles sind unweigerlich Einschränkungen auferlegt. Lewis etwa saß ihren Patienten gegenüber, konnte ihre Mimik und Gestik beobachten und dabei auf die Lautstärke oder den Tonfall ihrer Äußerungen achten. Scham drückt sich in aller Regel leiblich – etwa durch das Senken des Blicks, die Vermeidung von Augenkontakt oder das Schließen der Augen – aus, und das sogar ausschließlich, wenn es sich um »umgangene« Scham handelt. Die Fotostrecken, die Retzinger (1987) zur Analyse dieser Schamvariante heranzieht, unterstreichen dies. Auch konnte Lewis gegebenenfalls gezielt nachfragen. Dies alles liegt hinsichtlich eines historischen Falles nicht vor resp. ist dabei offensichtlich nicht möglich. Mehr noch, die Texte, die zur Verfügung stehen, unterliegen bisweilen mehrfacher Bearbeitung. Bisweilen werden darin Emotionen zur Sprache gebracht, die in bestimmten Situationen aufkamen und diese prägten, aber auch die handschriftlichen Tagebücher und Briefe entstanden durchweg zeitversetzt, typischerweise am Ende des Tages, wenn das Ego die Ruhe und Muße fand, das Erlebte zusammenzufassen und gegebenenfalls zu versuchen, sich auch auf die eigenen Reaktionen und Handlungen erst einen Reim zu machen. Oft liegen die Texte in maschinengeschriebener oder gar in edierter, mehrfach überarbeiteter Form vor. Erst recht dann stellen die Texte immer wieder zugleich Rationalisierungen des Geschilderten dar. Der Bearbeitung eines historischen Falles sind diese Einschränkungen unweigerlich auferlegt. Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass Scheff – teilweise gemeinsam mit Retzinger (Scheff 2000, Scheff / Retzinger 2001) – selbst auch den »Scham-Wut-Mechanismus« an einem historischen Fall erprobte. Seine Analysen des Aufstiegs und der Politik des Nationalsozialismus mit besonderer Berücksichtigung der Person Adolf Hitlers stützen sich auf einschlägige historische Darstellungen sowie edierte Memoiren, kommen aber dessen ungeachtet zu Ergebnissen, die durchaus ernst zu nehmen sind. Jüngst haben noch einmal die Soziologen Sabine Haring und Helmut Kuzmics in der eindrucksvollen Studie »Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg« die Validität von Scheffs Analysen hervorgehoben (Kuzmics / Haring 2013: 34). Im Unterschied zu Scheffs Studien stützt sich die vorliegende Arbeit auf eine ungleich breitere Quellenbasis der vorliegenden Arbeit und liefert eine deutlich ausführlichere Rekonstruktion des Kontexts.

Verleugnung

Da die Kolonialherren den Aufstand auch als Angriff auf das Prestige des Deutschen Reiches betrachteten, war der Konflikt von Beginn an in besonderer Weise aufgeladen.¹³¹ Schon die bloße Tatsache dieses großflächigen Aufstandes war schmachvoll, weil sie vor den Augen der Weltöffentlichkeit die Kolonisierungsfähigkeit der jungen Großmacht Deutschland in Frage stellte.¹³² Wohl auch deswegen reagierte Trotha kurz nach seiner Ankunft in DSW so erbost auf den in einer Kolonialzeitung abgedruckten Brief eines

131 Im Zuge der Reichstagswahlen von 1907, den sogenannten »Hottentottenwahlen«, wurde dies einmal mehr deutlich. »Hier steht nur die deutsche Ehre auf dem Spiel«, lautete die stets wiederkehrende Formel der »national Gesinnten« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 76: »Kameraden des Deutschen Kriegerbundes!«), die auch dazu neigten (wie für die Scham und Schamangst typisch), sich resp. das Deutsche Reich mit den Augen seiner Rivalen zu betrachten: »Die ganze Welt sieht jetzt auf uns« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 74: »Für die Kämpfer in Südwestafrika!«). Man befürchtete, dass wenn man es verpasste, »[a]lles freudig an die Ehre« zu setzen, sich mit Gewalt Achtung zu verschaffen und »gefürchtet« zu werden, man »unsere Feinde geradezu auffordern [würde], den Schlag zu führen« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 67: »Das ist Wahrheit!«, S. 3). Aus dieser Sicht nahmen die Kämpfe in Südwest eine Tragweite an, die weit über die Herrschaftsinteressen in Afrika hinauswies: Die junge Großmacht war auf die Probe gestellt, und ob sie diese Prüfung unter den Augen ihrer europäischen Rivalen annahm, sie meisterte und unbedingte Stärke bewies, schien für ihre Fortexistenz von Belang.

132 Beschämend war diese Tatsache auch aus der vergleichsweise moderaten paternalistischen Sicht. Wenn den indigenen »Mündeln« die Autonomie abgesprochen wurde und die Kolonialherren zu ihrem Besten zu handeln vorgaben, warf die Auflehnung der »Mündel« unangenehme Fragen auf und stellte die Fähigkeit der Kolonialherren, ihrem Anspruch zu genügen, nachdrücklich in Frage. Vollends wenn ein Aufstand – wie in DSW – die Kolonialherren wie aus heiterem Himmel traf und damit offenlegte, wie wenig sie von den Nöten und Bedürfnissen ihrer »Schutzbefohlenen« tatsächlich wussten, zeigte der Aufstand in unerbittlicher Weise die Diskrepanz auf, die zwischen dem verblasenen Ich-Ideal der Kolonisatoren und realem Selbst klappte. Eine Strategie der Verleugnung bestand darin, die Indigenen zu hinterhältigen, heuchlerischen »Bestien«, zu grausamen »Wilden« und Feinden jeder Ordnung zu stilisieren. Die Immunität dieser Deutungsmuster gegen ihre Widerlegungen – die Aufständischen hätten sich mit der staatlichen Ordnung selbst arrangieren können und gingen im Krieg keinesfalls wie »Bestien« vor – verweist auf die Bedeutung, die sie für die Kolonisatoren hatten: Sie stützten ihr Selbstbild. Allerdings taten sie es um den Preis dessen, was sich mit Scheff (2000: 98) als »vilification of enemies« bezeichnen lässt. Diese fiel so extrem aus, dass die Kluft, welche die Parteien trennte, erst recht als unüberbrückbar angesehen wurde.

Engländern, der behauptete, »England sei das einzige Land, das was davon versteht [, zu kolonisieren]«.¹³³ Als junge Großmacht war sich das Deutsche Reich seiner selbst nicht sicher – und war stets versucht, diese seine Unsicherheit mit Gewalt zu überspielen. Das Problem verschärfte sich, als sich Rückschlag an Rückschlag reihte und Trotha sich als unfähig erwies, den Feldzug zu dem gewünschten Ende zu bringen, denn damit litt nun auch das *militärische* Prestige der »Victory Culture«. Wie Scheff (2000: 96) bemerkt, ist ›Prestige‹ ein Codewort für die Vermeidung von Scham.

Scham selbst wird als beschämend empfunden. Bestimmte Kulturen und Milieus sind ihr allerdings in besonderer Weise abhold; dazu zählt das Wilhelminische Deutschland und seine »gute Gesellschaft« im Speziellen. Deren primäres integratives Element war das Ethos des Militäradels, was nicht zuletzt mit den besonderen Umständen zusammenhing, unter denen sich die deutsche Einigung als »Revolution von oben« (Erich Ludendorff) vollzogen hatte.¹³⁴ Nicht zufällig bestand das wohl auffälligste Kennzeichen der sozialen Herausgehobenheit der Oberschichten in einer Form privatisierter Gewalt von unzweideutig militäristokratischer Provenienz: dem Duell. Die liberalen und humanistischen Traditionen traten mehr und mehr in den Hintergrund und machten einem militäristokratisch gefärbten »Kult der Unerbittlichkeit« Platz (Elias 1992: 272). Nach dieser Ideologie, von Friedrich Nietzsche in eine philosophische Fassung gebracht, war das Leben ein einziger »ständige[r] Kampf aller mit allen«, angesichts dessen die Schwachen nichts galten und alles Mitleid verpönt war (ebd.: 237, 144f.). Eine Ideologie, die solchermaßen jegliche Schwäche perhorreszierte, verwarf auch jedes

133 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 1.7.1904.

134 Ich stütze mich im Weiteren auf Norbert Elias' Analyse in den *Studien über die Deutschen* (1992). Elias weist darauf hin, wie sehr das deutsche Bürgertum zum Ende des 19. Jahrhunderts seine liberalen und ›humanitären‹ Tradition vergaß. Schließlich war das Bürgertum in seinem Ansinnen, 1848/49 die nationale Einigung – und Demokratisierung – hervorzubringen, gescheitert; die Einheit wurde stattdessen unter der Regie der traditionellen Eliten, der Fürsten und Militärs unter der Vorherrschaft des Adels, hergestellt, und zwar im Zuge von Kriegen (1866–1871). Dies brachte es mit sich, dass das Kriegerethos des Militäradels zum Modell für die Oberschicht wurde, an dem sich das Bürgertum orientierte. Das Militär war ein »wichtiger Motor innerer Nationsbildung unter konservativ-obrigkeitlichen Vorzeichen« (Frevort 1997: 45). Die »gute Gesellschaft« war damit die »satisfaktionsfähige Gesellschaft«, und das Duell ihre charakteristische Institution. Auf dem militärischen Sektor waren es Kadettenanstalten und Kriegsschulen, auf dem zivilistischen Sektor vor allem schlagende Verbindungen, welche die Integration und Vereinheitlichung der Oberschicht sicherten. Kurzum, das Bürgertum absorbierte den ihm zunächst fremden Kanon und assimilierte sich an den Militäradel.

Eingeständnis von Schwäche, wie es die Scham war, als ›würdelos‹ und ›anstößig‹. Die »Ehre«¹³⁵, die gewissermaßen überdeterminiert und zugleich die Ehre des Offiziers wie des Mannes war, ließ ein solches Eingeständnis nicht zu.¹³⁶

Wie kaum ein anderer stand Trotha für die Wilhelminische Oberschicht und deren Ethos. Er entstammte dem Schwertadel, war selbst Offizierssohn und hatte seine militärische Laufbahn in einem der prestigereichen Garderegimenter¹³⁷ begonnen. Wie sehr er das Standesethos verinnerlicht hatte, wird nicht zuletzt an der Strategie deutlich, für die er stand und von der er – vor allem – nicht mehr lassen wollte. Sein Beharren auf dem »Prius der Gewalt« lässt sich als eine eindimensionale militärstrategische Konkretion dieses Standesethos verstehen, der es in allererster Linie darauf ankam, immerzu und ohne Kompromisse Stärke sowie unbedingte Überlegenheit zu demonstrieren und jegliche Anwendung von Schwäche zu unterdrücken. Lehnte Wilhelm II. Leutwein als Kommandeur ab, weil er beispielsweise dem Gegner ein gewisses Maß an Verständnis und Empathie entgegenbrachte, das Losschlagen hinauszögerte oder schließlich die nötige Entschlossenheit sowie Härte vermissen ließ, und wünschte sich stattdessen einen Offizier, dem derlei Skrupel und Kautelen fremd waren und der nur allzu gerne bereit war, den

135 Ehre sei hier als »symbolisch generierte Interaktionsfähigkeit« verstanden (Luhmann 2010: 96). Als »symbolisch generierte« deswegen, weil sie in der Meinung der Anderen besteht, der ›Peers‹, und deswegen auch das »schlechthin Verletzliche« ist (Hegel 1985: 538). Das Haben oder Nicht-Haben von Ehre entscheidet allerdings darüber, wer in einem Sozialverband ›zählt‹. Sie markiert die Unterwerfung unter die Normen einer Gruppe und konstituiert so die Interaktionsfähigkeit des Einzelnen, denn Ehre ist immer partikular (anders Vogt 1997), immer die Ehre einer bestimmten Gruppe oder eines bestimmten Verbandes (vgl. Weber 1990: 534; Simmel 1992: 486).

136 Die Ehre des Bürgers war ihrem Ursprunge nach die in das bürgerliche Leben transponierte Ehre des Offiziers. Die militärischen Ehrbegriffe aber formten auch die Geschlechtsidentität des Mannes und die damit verbundenen Rollenerwartungen. Wie Ute Frevert (2008: 58, 1997b: 146ff) gezeigt hat, fungierte das Militär im Kaiserreich als »Schule der Männlichkeit« und erzeugte resp. verbreitete die »hegemoniale[n] Männlichkeitsbilder« jener Tage. Sabina Brändli (1997: 203) hat diesen Prozess näher beleuchtet: Der zivile Begriff der Geschlechterzugehörigkeit geriet in den militärischen Diskurs, prägte das militärische Leitbild und kehrte dann als militärisch aufgeladener Begriff in den zivilen Diskurs zurück. Fortan wurde »Männlichkeit [...] auch im zivilen Leben vornehmlich an militärischen Tugenden gemessen«.

137 Diese zeigte sich nicht zuletzt daran, dass die Adelsquote des Offizierskorps besonders hoch war (vgl. Endres 1927: 296, 316).

Aufstand »mit allen Mitteln« niederzuschlagen, fand er in Trotha zweifellos die richtige Besetzung.¹³⁸

Das Problem war, dass Trotha dieses Ethos, an dem es Leutwein offenbar hatte vermissen lassen, in einem Maße erfüllte, dass es sich verheerend auszuwirken begann, als der Feldzug nicht die gewünschten Erfolge zeitigte. Der Feldzug gegen die Herero bestätigt die Beobachtung, dass der überzogene, »ritterliche« Militarismus jener Tage, wie ihn Trotha verkörperte, der militärischen Leistung nicht nur nicht förderlich, sondern sogar abträglich sein konnte (Endres 1927: 294). Wegen seiner Versessenheit auf Stärke tat sich Trotha schwer einzugestehen, dass seine Strategie gescheitert war, die Prämissen seines Vorgehens zu überdenken und den Feldzug neu auszurichten. Schon im Vorfeld der Schlacht am Waterberg hatte es nicht an Stimmen gefehlt, die vor den Schwierigkeiten warnten, denen sich eine operative Kriegführung in Südwest gegenüber sah; je deutlicher sich zeigte, dass die kritischen Stimmen Recht behalten hatten, desto verbissener hielt Trotha jedoch an seinem Vorgehen fest.¹³⁹ Jede Korrektur wäre einem Eingeständnis der Fehlbarkeit und Schwäche gleichgekommen. Trotha fand sich dazu nicht bereit und lehnte alternative Wege wie Verhandlungen ab, und zwar umso kategorischer, je unausweichlicher sie schienen. Im Dezember 1904 wies er einmal mehr den Vorschlag eines Offiziers zurück, mit den Herero in Verhandlungen einzutreten. Gerade *weil* die Einwände gegen seinen Kurs *zutrafen*, dass nämlich die Truppen im Süden des Schutzgebietes gebraucht würden, wo die Nama (-Oorlam) die Waffen erhoben hatten, oder dass die Lage der Truppen am Westrande der Omaheke infolge von Hunger, Durst und Krankheiten längst unhaltbar geworden war, schien es ihm der »schlechteste Moment für Unterhandlungen« zu sein, da er befürchtete, dass sich die Herero sagen würden, »die Deutschen werden mit den Witboi und Morenga nicht fertig, deshalb unterhandeln sie mit uns«. ¹⁴⁰ Fatalerweise war sein Feldzug ein einziger »Feldzug der Enttäuschungen« (Montague 2006: 114), so dass sich ein – aus Trothas Sicht – günstiger Moment für Unterhandlungen nicht mehr einstellen wollte.

138 Diese Strategie knüpfte auch nahtlos an Trothas rassistische Vorstellungen an. Wenn er schrieb, er »kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, dass sie nur der Gewalt weichen«, zeugte dies – entgegen seiner Absicht – nicht von seiner Kennerschaft afrikanischer Völker, sondern von seiner völligen Beziehungslosigkeit. Da keinerlei Dialog bestand oder auch nur möglich war, weil Trotha ihn verweigerte, blieb nur die Gewalt, die es an Eindeutigkeit nicht vermissen ließ (vgl. Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 101).

139 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.

140 Trotha an Hülsen-Häseler, 10.12.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 33/2.

Die Entgrenzung der Gewalt war nicht so sehr Ausdruck einer ursprünglichen, während ihres Vollzugs nur immer klarer zutage tretenden eliminatorisch-rassistischen Vernichtungsabsicht. Sie erwuchs vielmehr aus Trothas Angst, als schwach dazustehen, speiste sich aus der Scham ob der wiederholten Fehlschläge sowie der Unfähigkeit, diese Scham zuzulassen, und bildete den unmittelbaren Niederschlag der Wut, in welche die unterdrückte Scham schließlich umschlug. Von einer Korrektur seines Kurses wollte Trotha nichts wissen. Monoton beantwortete er jeden neuerlichen Rückschlag mit Wut und noch mehr Gewalt. Sein Handeln war nicht so sehr Ausfluss einer rational erwogenen Strategie, sondern – je länger sich der Krieg hinzog, desto mehr – Niederschlag von Emotionen wie Wut und schließlich Hass. Unter der Hand mutierte der Feldzug zum Selbstzweck und degenerierte zu einem Abreagieren von Aggressionen.

Verschiedene Faktoren, die Trotha zur Unterdrückung der Scham disponierten, kamen in diesem Falle zusammen. Zum einen stellte Trotha einen veritablen, seiner selbst bewussten Repräsentanten der Oberschicht dar. Der Kontrast zu Leutwein hätte kaum schärfer ausfallen können. Leutwein legte einfach nicht das »emotionale Skript« an den Tag, das den Offizier und »Ehrenmann« jener Tage auszeichnete: Er forschte nach Ursachen, als es zu handeln galt, er suchte den Kontakt zu den Häuptlingen, als es galt, nur die Waffen sprechen zu lassen, und er plädierte für eine »gnadenreiche Kriegführung«¹⁴¹, als es darauf ankam, überlegene Stärke zu demonstrieren. Vollends unverständlich erschien es Trotha, dass Leutwein auch nach seiner Entmachtung »die Thüre nicht finden« konnte.¹⁴² Trotha war aus anderem Holz geschnitzt: Er handelte nach dem »power script« und reagierte auf negative Emotionen mit Ärger resp. Wut (vgl. Oatley 2004: 107), erst recht dann, wenn es geboten schien, Härte zu beweisen.

Hinzu kam, dass der Krieg von deutscher Seite aus grundsätzlich im Zeichen »einer dogmatisch behaupteten rassischen (oder ethnischen) und kulturellen Überlegenheit« stand (Balandier 1970: 121). Die Kolonialherren betrachteten die Herero als »Wilde«, die auf kurz oder lang unterliegen *mussten*. Rückschläge erschienen kaum vorstellbar, und dies umso weniger, als das Deutsche Reich eine militärische »Victory Culture« darstellte. Eine derart gut ausgebildete Armee, die auf dem europäischen Kontinent glanzvolle Siege gegen andere Großmächte errungen hatte, musste, so wollte es scheinen, diese »rückständigen«, teilweise nur wenige hundert Mann zählenden Gegner im Handstreich schlagen.¹⁴³ In

141 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904.

142 Tagebuch Trotha, TA 122/16, Eintrag 17.11.1904.

143 Z.B. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6ff.

diesem »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137) schien alles andere als ein Totalsieg unannehmbar. Dass Leutwein mit den Verhältnissen vor Ort vertraut war und sich so eine realistischere Vorstellung von der Stärke des Gegners und den Unwägbarkeiten des Szenarios machte, wurde ihm bezeichnenderweise als Zauderhaftigkeit und Schwäche ausgelegt. In seiner ostentativen Ignoranz und seinem unbedingten Überlegenheitsgefühl, die einen Rassismus offenbarten, der Leutwein in dieser Form fremd gewesen war, entsprach Trotha viel eher dem Selbstbild der fernen Metropole.

Trotha war mit dem expliziten Ziel angetreten, den erwarteten Totalsieg zu erringen. Im Rausch seines Überlegenheitswahns ließ er sich zu vollmundigen Versprechungen hinreißen und tönte etwa immer wieder, den Aufstand »in Strömen von Blut und Strömen von Geld« ertränken zu wollen.¹⁴⁴ Bevor der erste Schuss am Waterberg fiel, hat er zumindest letztere bereits in reichlichem Maße vergossen. Die Vorbereitungen der Schlacht verschlangen Monate; mit enormem Aufwand ließ der General die Etappenlinie ausbauen, um den Grund für die von ihm beabsichtigte operative Kriegführung zu legen. Zugleich ließ er kaum eine Gelegenheit aus, die eingesessenen Kolonialmilitärs seine Geringschätzung spüren zu lassen. Er machte keinen Hehl daraus, dass die von ihnen bevorzugte Kleinkriegsführung für ihn keine »ernsthafte Kriegführung« darstellte,¹⁴⁵ und im Hauptquartier wurden die »alten Afrikaner« im Allgemeinen nur »bespöttelt« (Eckl 2005: 279). Trotha hatte sich, wie man sagt, sehr weit aus dem Fenster gelehnt, und dies in jeder erdenklichen Hinsicht, so dass er jetzt umso weniger zurückkonnte, ohne dabei sein Gesicht zu verlieren. Auch aus Unbedacht hatte er seine Spielräume künstlich eingeengt.

An dieser Stelle werden die Pfadabhängigkeit des Geschehens und ihre näheren Gründe deutlich: Der einmal eingeschlagene Weg ließ sich auch dann nicht mehr ohne weiteres korrigieren, als immer klarer wurde, dass er nicht zum erwünschten Ziel führte, weil die Korrektur – wenigstens nach dem Dafürhalten der Verantwortlichen – einen zu hohen Preis gefordert, d.h. einen Prestigeverlust bedeutet, hätte: Trotha zog es vor, an einem verfehlten, opferreichen und mörderischen Kurs festzuhalten, als einen Fehler, und damit Fehlbarkeit, einzugestehen. Wenn es galt, überlegene Stärke zu demonstrieren, kam dies nicht in Frage. Durch großspurige Ankündigungen hatte er sich zusätzlich – scheinbar unentrinnbar – auf den einmal eingeschlagenen Kurs festgelegt, von dem abzuweichen somit auch einen persönlichen Gesichtsverlust bedeutet hätte.

¹⁴⁴ Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101.

¹⁴⁵ Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

»Feldzug der Enttäuschungen«

Man muss sich vergegenwärtigen, dass die Gefechte am Waterberg – zumindest an den überzogenen Erwartungen Trothas gemessen – in einen grandiosen Fehlschlag mündeten. Es gelang den vermeintlich »minderwertigen Eingeborenen«, den Plan Trothas zu durchkreuzen und ihrer Einschließung zu entgehen. Dabei überrannten sie deutsche Abteilungen und brachen nach Osten durch; von deutscher Seite konnte in der Folge nur noch ihr Abzug in nordöstliche Richtung verhindert werden. Stauffenberg schilderte seine Eindrücke von der Schlacht in folgenden Worten (Marchand-Volz 1998: 144):

»Und von einer Abteilung glaubte niemand mehr aus der Umzingelung zu entkommen. Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch, so daß die Hereros, die Buschkämpfer mit Hurra und Viktoriageschrei und unter lauten Spottreden sogar anstürmten.«¹⁴⁶

Manch eine Abteilung geriet in so arge Bedrängnis, dass zwischenzeitlich zu befürchten stand, dass sie völlig aufgerieben werden würde; die Soldaten jedenfalls fühlten sich nicht nur »vollkommen geschlagen«, sondern auch von dem Gegner verhöhnt. Franke vermerkte in seinem Tagebuch: »Der Sieger hat vor dem Besiegten gezittert. Schmach über Schmach!«¹⁴⁷ Noch im September notierte Hardenberg in seinem Tagebuch:

»Von einer Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero, MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist.«¹⁴⁸

Nicht nur war der Nachweis der überlegenen Stärke nicht erbracht, es schien sogar im Gegenteil die eigene Schwäche offengelegt, und dies immer klarer, je länger sich der Feldzug hinzog, ohne zu sichtbaren Erfolgen zu führen. Wenige Wochen nach Hardenbergs Eintrag musste die Verfolgung – mehr oder weniger ergebnislos – eingestellt werden, weil die deutschen Truppen nicht mehr weiterkonnten; selbst die statische »Absperrung« der Omaheke, zu der Trotha dann griff, stellte die Truppe vor so massive Schwierigkeiten, dass zu befürchten stand, dass sie sich nicht lange würde aufrechterhalten lassen. Dieser Umstand machte nochmals vor aller Augen deutlich, dass die Macht der deutschen Kolonialherren

146 Am 15.8. notiert auch Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass eine Patrouille »in der Nacht vom 11–12 die Hereros hat Siegestänze tanzen sehen. Bon! Nicht verbreiten!«

147 BArch., NL. 30/3a, Eintrag vom 12.8.1904, Bl. 362.

148 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 6 (Eintrag 2.9.1904)

auch unter den äußersten Anstrengungen nicht einmal an die eigenen Grenzen reichte.

Unmittelbar nach der Schlacht am Waterberg und dem Abzug der Herero ordnete Trotha die Verfolgung an, aber erfuhr bald von seinem Stabschef, dass Deimling, der mit der Aufgabe betraut war, »absolut kein Korn Hafer und nichts an Verpflegung« hatte. Wie zu erwarten war, musste Deimling dann auch die Verfolgung nach wenigen Stunden abbrechen; mit Mühe und Not erreichten seine Truppen ihre Ausgangsstellungen. Trotha notierte in seinem Tagebuch am 13. August weiter:

»Ich denke ich falle auf den Rücken. Und damit diese 30 Kilom[eter] Verfolgung in Scene gesetzt, die nur dann einen Sinn hat, wenn man sie d.h. die H[erero] überholen kann, nachdem sie mindestens 24 St[unden] Vorsprung haben. Das ist mir über den Spaß. Ich dachte sie hätten 3 Tage Hafer und Mundportion, damit hätte ich es 4 Tage gemacht und wäre dann nach [Name unleserlich, MH] gegangen. So war es geradezu 48 St[unden] um die Ohren geschlagen [sic!]. Bloß um zu Hause zu melden, wir haben 30 Kil[ometer] verfolgt und konnten nicht mehr. Ha. Er war sehr piquirt, ist mir egal. Nun können oder müssen wir von vorn anfangen resp. es ist vorbei. Jetzt muß noch höchstens verhindert werden, daß sie sich noch einmal im Gebiet setzen. Einkreisen ist nicht mehr möglich. [...] Aber gut! Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird.«¹⁴⁹

Die Passage ist in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. Einmal machen Trothas Worte (»es ist vorbei«) deutlich, als wie gravierend der Zusammenbruch der unmittelbaren Verfolgung empfunden wurde. Es schien dem General, als sei sein Plan endgültig gescheitert und an eine Fortsetzung des Feldzuges wie bisher nicht mehr zu denken. Zugleich gewähren seine Sätze Einblick in die Emotionen, die dieser erneute Rückschlag in ihm hervorrief. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Äußerung: »Ich denke ich falle auf den Rücken«. »Auf den Rücken fallen« besagt so viel wie »bass erstaunt« oder »schockiert sein«. Im vorliegenden Kontext unterstreicht dieser Ausdruck, dass der Feldzug eine ungünstige Wendung genommen hatte, mit der Trotha nicht gerechnet hatte und die seine Planungen durchkreuzte. Trotha war von der Entwicklung völlig überrascht und wollte dies in seinem Tagebuch so festgehalten wissen. Jedoch wählte er unter allen möglichen – und vielleicht näherliegenden – Ausdrücken einen eher ungebräuchlichen wie »auf den Rücken fallen«, dessen konkrete Bildlichkeit noch eine weitere Konnotation in sich trägt: Sie drückt auch die »Implosion des Selbst« aus, d.h. das »Kleinwerden« oder »Im-Boden-Versinken«, das für das Gefühl der Scham charakteristisch ist (Lewis 1971: 37). Freilich handelt es sich bei »auf den Rücken fallen« allenfalls um einen Ausdruck »nicht-identifizierter« Scham im

149 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.8.1904.

Sinne von Helen Lewis (1971) oder um ein »Codewort«, welches das Schamgefühl zwar festhält, aber zugleich maskiert und herunterspielt. Trotha ist aus den genannten Gründen wenig disponiert, Scham offen einzugestehen, und greift deshalb zu einer unverfänglichen Wendung, um sie festzuhalten. Er schließt seine Gedanken zum 13. August mit dem Satz: »Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird«, und gesteht damit ein Gefühl der Überforderung ein, das auf die Schwere der Inkompetenz-Erfahrung, die den Kern der Schamempfindung ausmacht, verweist.

Auch an anderer Stelle scheint Scham, oder besser: Schamangst, auf, wenn Trotha antizipiert, nach Hause melden zu müssen, »wir haben 30 Kil[ometer] verfolgt und konnten nicht mehr«; aber er weist ein solches gleichsam offizielles Eingeständnis seines Scheiterns mit einem trotzigem »Ha« von sich. Was er seinem Tagebuch anvertraut, war eine Sache, eine andere jedoch, was er den vorgesetzten Stellen in Berlin gegenüber zugab. Diese Reaktion, das Scheitern nicht wahrhaben, geschweige denn eingestehen zu wollen, weist in bezeichnender Weise auf die folgenden Wochen des Feldzuges voraus. Tatsächlich fasste sich Trotha sehr rasch wieder und drahtete sogar eine Siegesmeldung nach Berlin,¹⁵⁰ die bei Mitkämpfern regelrechte Empörung hervorrief. Zutiefst verstört ob der Schamlosigkeit dieser Meldung schrieb Stauffenberg (Marchand-Volz 1998: 144):

»Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich. Hättet Ihr doch die Gesichter der Mitkämpfer gesehen, als sie das Siegestelegramm Trothas über die Waterberggefechte lasen.«

Trotha verleugnete die Scham. Diese Tendenz sollte sich durchhalten und den Feldzug nachhaltig prägen. So heilsam es sein kann, Scham zuzulassen, sich mit den Augen der Anderen zu betrachten, das eigene Handeln zu überdenken und zu korrigieren, was nicht »richtig läuft«, so zerstörerisch kann sich unterdrückte Scham auswirken, die untergründig weiterschwelt, sich mit Wut verbindet und immerfort erneuert. Denn dann vermag das Selbst keine adäquate Bewältigungshandlung zustande zu bringen. Die Wut, die von unterdrückter Scham ausgelöst wird, ist typischerweise maßlos und trifft Unschuldige, anstatt sich gegen ihre eigentliche Ursache zu wenden. Das Tun nimmt dabei zwanghafte und obsessive Züge an (Scheff 2000: 50).

Wie bereits gesehen, blieb es nicht bei dem einzelnen Fehlschlag am Waterberg. Vielmehr schuf dieser eine Fehlschlag eine Lage, die sich nicht mehr wettmachen ließ und auch alle weiteren Operationen zum Scheitern verurteilte. Tatsächlich reihte sich fortan Rückschlag an Rückschlag und zerschlugen sich die Hoffnungen auf ein größeres, entscheidendes Gefecht immer wieder aufs Neue. Obwohl kaum ein Kriegsteilnehmer an

150 Trotha an Bülow, 16.8.1904, BArch., R1001/2115, Bl. 172.

der Vergeblichkeit der Verfolgungsoperationen zweifelte, wurden diese erst dann eingestellt, als die Truppen nicht mehr weiterkonnten. Je aussichtsloser aber sein Trachten erschien, desto verbissener beharrte Trotha darauf und desto weniger Skrupel empfand er gegenüber den Herero.

Denn diese traf seine Wut in erster Linie und am schwersten. »Es wird alles totgeschossen«, befahl er Estorff im September 1904, der einmal mehr für Friedensverhandlungen eingetreten war.¹⁵¹ Trotha bedient sich damit, erstmals in seinem Tagebuch und in dieser Deutlichkeit, einer Diktion, die eher einer Logik der Exekution als einer Logik des Kampfes entspricht – und damit getreu den Charakter abbildet, den der Feldzug inzwischen angenommen hatte. Zwar hatte der General die Hoffnung auf ein größeres Gefecht noch nicht aufgegeben, aber diese Hoffnung war illusorisch und der Feldzug bereits zum aufreibenden Kleinkrieg »degeneriert«, um einen Ausdruck von Martin Shaw (2007: 111) aufzunehmen. Schlieffen störte sich an der Diktion, deren sich Trotha schließlich auch in offiziellen Meldungen bediente. Am 30. Dezember 1904 vermerkte Trotha ärgerlich, Schlieffen habe ihn darüber belehrt, dass »wenn Herero zurück schossen, [...] telegr[aphiert] werden [solle,] 10 Herero gefallen, nicht erschossen«, und bezeichnete diese Rüge als »[k]indisch«. Diese Zurechtweisung verärgerte Trotha so sehr, dass er umgehend ein erneutes Abschiedsgesuch aufsetzte.¹⁵²

Schlieffens Kritik bezieht sich zwar auf Trothas Sprachgebrauch, hält aber nichtsdestotrotz eine bedeutsame Verschiebung fest, die sie zugleich moniert. Kriege im Allgemeinen, Kolonialkriege im Speziellen und ganz besonders der Herero-Feldzug stehen im Zeichen der Entgrenzung der Gewalt (Trotha 1999: 72f.), deren Hauptakteure in aller Regel Militärs sind. Die Ausübung dieser Gewalt schließt typischerweise das »Totschießen« von Gegnern ein. Aber auch wenn das Kriegsgeschehen im Schatten dieser Entgrenzung steht, bedeutet dies noch lange nicht, dass deswegen alles erlaubt oder Töten gleich Töten sei – nicht einmal in einem Kleinkrieg in den Kolonien.

Eine Beobachtung des Historikers Jakob Vogel (1997: 249f.) mag diesen Sachverhalt veranschaulichen. Militärparaden als Residuen der Linenartaktik mochten um 1900 mit Blick auf das Antlitz des industrialisierten Krieges längst obsolet geworden sein; dennoch spiegelten sie auch das soldatische Ideal jener Tage wieder: Sie stellten eine »Domestizierung und Stärkung der physischen und psychischen Kraft der Soldaten« zur Schau und wiesen so die Selbstbeherrschung als eine Kardinaltugend des Soldaten aus. Diese bildete das Kriterium, wodurch sich die ideale gewalttätige Männlichkeit von »roher« männlicher Gewalttätigkeit unterscheiden ließ, die verpönt war. Dies lässt sich auch am Duell beobachten. Die

151 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.

152 Tagebuch Trotha, TA 122/16, Eintrag 30.12.1904.

private Gewalt der »guten Gesellschaft« war im hohen Maße formalisiert und ritualisiert. Das »Wie?« war alles andere als nebensächlich: Wichtiger als der Sieg über den Kontrahenten war es, im Angesicht des Todes seine Affekte zu kontrollieren und nicht die Beherrschung zu verlieren (Frevert 1991: 193, 195, 213). Keinesfalls galt, dass alles erlaubt war, solange man nur obsiegte. Die Duellanten bewährten sich vielmehr dadurch als »Ehrenmänner«, dass sie im Augenblick größter Gefahr für Leib und Leben »Haltung bewahrten«. Kurzum: Duelle und Paraden waren zwar gewaltsame Praktiken oder zumindest auf solche hingedordnet, aber ihre Akteure waren Regeln und Beschränkungen unterworfen. »Rohe« Gewalt war verpönt, während Selbstbeherrschung und Affektkontrolle als Kennzeichen einer Gewaltausübung angesehen wurden, die sich für einen Soldaten geziemte. Nun gilt mit Blick auf die Herero zwar, dass sie von Anfang nicht (wie etwa Duellanten) als ebenbürtige Gegner wahrgenommen wurden, die etwa unter dem Schutz des Kriegsvölkerrechts standen, aber Trotha war immer noch ein kaiserlicher General und die Schutztruppe immer noch eine deutsche Armee – und deswegen erwartete man von ihnen trotz aller Abstriche, die man mit Blick auf die schweren Bedingungen in Übersee zu machen bereit war, eine bestimmte Führung. Trotha aber hatte erkennbar Grenzen überschritten, ließ sich von Affekten sowie Aggressionen leiten und schreckte kaum mehr vor etwas zurück,¹⁵³ um den Aufstand nur endgültig niederzuschlagen.¹⁵⁴ Die Kontroverse mit Schlieffen beleuchtet

153 Dies soll nicht bedeuten, dass Trotha vor *nichts* mehr zurückschreckte, denn dem ist nicht so. Eine Episode verdeutlicht dies. Im November 1904 wurde bekannt, dass Hauptmann Joachim von Heydebreck, ein »alter Afrikaner«, Verhandlungen mit einer Gruppe Herero anzuknüpfen versucht hatte, und dass sich ein Oberleutnant von Beesten »auf die Lauer gelegt [...] und die Leute niedergeschossen« hat, wie Trotha am 21.11. notiert. Nach Gewalt (1999: 182) handelte Beesten im Sinne Trothas und führte nur dessen Vernichtungsbefehl aus; doch irrt Gewalt an dieser Stelle. Zwar sagt der General, Heydebreck »den Hals um[drehen]« zu wollen, »weil er meinem ausdrücklichen Befehl entgegen, den Herero hat sagen lassen, sie möchten kommen sich ergeben« – weil Heydebreck also dem Vernichtungsbefehl zuwiderhandelte. Aber er betont, »beiden« den Hals umdrehen zu wollen, also auch Beesten, weil dieser durch das heimtückische Niederschießen der Herero, die sich arglos und im Vertrauen auf das Wort Heydebrecks nährten, »ja eine Gemeinheit 1. Ranges« begangen hatte (TA 122/16, Eintrag 21.11.1904). Trotha strengte gegen beide Offiziere eine kriegsgerichtliche Untersuchung an. Dies zeigt, dass selbst aus seiner Sicht nicht alles zulässig war.

154 In Parenthese sei angemerkt, dass die Tatsache, dass Trotha den Aufstand von Anfang an zu einem »Rassenkampf« überhöhte, den es aus seiner Sicht unter allen Umständen und ein für alle Mal auszufechten galt – selbst wenn es bedeutete, dass die Kolonisierten dabei zugrunde gingen –, ihm

diesen Umstand auf beredete Weise.

Die Verfolgungsoperationen missglückten, Rückschlag reihte sich an Rückschlag und Schmach folgte auf Schmach. Das vergebliche Trachten Trothas nährte und radikalisierte sich aus sich selbst, da es immer wieder neue Anlässe für Scham und Wut schuf, die in einem weiteren Mehr an Gewalt mündeten. Ihren traurigen Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in der »Proklamation« vom 2. Oktober 1904, die auf das endgültige Scheitern der Verfolgung reagierte: In aller Form befahl sie den Truppen, fortan auf jeden Herero zu schießen.

»Proklamation« und »Absperrung« waren, wie weiter oben erörtert, aus der Schwäche geborene Maßnahmen, mit denen der General versuchte, sich als handlungsmächtig zu inszenieren und mit einer Lage umzugehen, die alles andere als befriedigend war. Das Stehenbleiben am Westrand der Omaheke bedeutete, dass man nur noch abwarten und gegebenenfalls reagieren konnte, und dies auf unbestimmte Zeit, zumal man nicht imstande war, den Krieg aus eigener Kraft zu entscheiden. Diese Ohnmacht, zu der die Deutschen verurteilt waren, war schmachvoll. »I'm so tired«, notierte der General am 30. September kriegsmüde in seinem Tagebuch und bekannte damit abermals, dass er sich der Situation nicht mehr ganz gewachsen fühlte.¹⁵⁵ Als sich in den folgenden Wochen allerdings immer klarer abzeichnen begann, dass die ergriffenen Maßnahmen dazu angetan waren, das Gros der Herero auszulöschen und die Lage endgültig »bereinigen« zu können, war Trotha nur zu begierig, daran festzuhalten. Da der Feldzug so grandios gescheitert war, dass auch bei aller Opferbereitschaft und Skrupellosigkeit nichts mehr auszurichten und das Heft des Handelns ein für alle Mal aus der Hand gegeben schien, so dass gar zu befürchten stand, dass die Kämpfe mit der nächsten Regenzeit wieder aufflammen könnten, war Trotha die Endlösung recht, zumal sie von Dauer war und die Spuren des Versagens zu tilgen erlaubte. Er ließ sich nicht mehr dazu bewegen, von den einmal angeordneten Maßnahmen abzurücken. Erst das Einschreiten Berlins lockerte den Vernichtungsdruck auf die Herero.

Auch Mitstreiter bekamen Trothas Wut zu spüren, wenn auch freilich in ganz anderem Maße als die Herero. Die Konflikte waren zahlreich. Trotha machte vor allem einen Kommandeur für den Fehlschlag am Waterberg verantwortlich: Hermann von der Heyde. In seinem Tagebuch beschimpfte er diesen als »Scheißkerl«¹⁵⁶ und spielte mit dem Gedanken, ihn sofort seines Kommandos zu entheben und einer kriegsgerichtlichen

eine Rationalisierung für sein Verhalten lieferte und so ein Übriges tat, eine Selbstzensur und Kurskorrektur zu verhindern.

¹⁵⁵ Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 30.9.1904.

¹⁵⁶ Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 12.8.1904.

Untersuchung zu unterziehen.¹⁵⁷ Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen mit Estorff und, im November, mit dem Kommandeur der Absperrungsabteilung, Mühlenfels, der schließlich um seine Entlassung ersuchte.¹⁵⁸ Derweil überwarf sich Trotha mit seinem Stabschef, Martin Chales de Beaulieu,¹⁵⁹ der Ende August, angeblich herzkrank, seinen Abschied nahm, und bald auch mit Major Quade aus seinem Stab.¹⁶⁰ Das schwere Zerwürfnis mit Leutwein ist hinreichend bekannt.¹⁶¹ Trotha

157 Vieles spricht dafür, dass Heyde zwar Fehler beging, dass diese Fehler aber nicht ursächlich für den Fehlschlag waren. Estorff etwa sprach Heyde rückblickend von jeder Verantwortung frei (Godedorff 2006). Heyde hatte frühzeitig auf die Schwachstellen von Trothas Plan aufmerksam gemacht. Trotha selbst vermerkte in seinem Tagebuch, Heyde habe die – sich schließlich ja auch voll bewahrheitende – Befürchtung geäußert, »von den Hereros beim Ausbruche über den Haufen gerannt zu werden«. Obwohl Trotha den Einwänden in gewisser Weise stattgab, indem er bestätigte: »Allzu stark ist er ja nicht«, änderte er die Dispositionen jedoch nicht (TA 122/17, Eintrag 6.8.1904). Dies lässt die Annahme zu, dass Trotha vor allem einen Sündenbock suchte.

158 TA 122/17, Eintrag 23.9.1904. Die Sache um Mühlenfels wird weiter unten noch beschäftigen.

159 Trotha notierte (TA 122/17, Eintrag 24.8.1904): »Um 11 erklärt mir Beaulieu, daß er nicht mehr im Stande sei, die Sache hier zu machen. Er sei so herzleidend, daß er nach Ansicht des Arztes sofort fort müsse. Bon! Ich bin froh, wenn er fort ist. [...] Ich glaube nicht, daß es Krankheit ist, ist mir aber egal.« An verschiedenen Stellen zuvor deutet er heftige Auseinandersetzungen an (z.B. TA 122/17, Eintrag 13.8.1904).

160 Trotha schildert selbst eine »heftige[...] Auseinandersetzung mit Quade. Immer höflich, immer glatt, Generalstabserziehung. Hier helfen nur brutale Mittel. Ebenso wie mit Leutwein, an den ich heute geschrieben, daß das Zusammenarbeiten nicht mehr geht« (TA 122/16, Eintrag 2.11.1904).

161 Der Streit erreichte solche Ausmaße, dass in Berlin schließlich sogar eine eigene »Geheimakte Leutwein/ Trotha« angelegt wurde (vgl. BArch., R1001/2089, Bl. 46). Bereits in dem ersten Eintrag des »Kriegstagebuchs« Trothas (TA 122/15, Eintrag 20.5.1904) zeichnet sich der spätere Konflikt ab: »Eine direkte Unterstellung des Gouvernements findet sich nicht darin [in der kaiserlichen Ordre, die ihn zum Kommandeur der Schutztruppe in DSW ernennt] vor. Die Entscheidung darüber herbeizuführen soll meines ersten Befehls Sorge sein.« Am 25.10.1904 vermerkte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/16): »Außerdem schreibt mir Leutw[ein] daß er an [das] A[uswärtige] A[mt] gemeldet habe, er sei bei den Unterwerfungsanträgen, von deren Existenz er sicher unterrichtet sei, als Gouverneur nicht zu Rate gezogen und deshalb könne er nicht mehr mitmachen oder d[e]r[gl]eichen]. Ich kabele sofort an Generalstab, daß diese Meldung Leutw[eins] erlogen sei, jetzt ginge es nicht mehr, entweder er oder ich.« Trotha setzte in diesem Streit auch gezielt auf Demütigungen. Am 10.11.1904 (TA 122/16) gibt er ein Telegramm an Leutwein wieder: »Ich verbiete Ihnen, Telegramme vom

legte sich außerdem mit der kolonialen Presse an, die seine Kriegführung scharf kritisierte und schließlich gar den Vorwurf der Zensur erhob.¹⁶²

Im Umgang mit den vorgesetzten Stellen in Berlin trat die Scham-Komponente als solche stärker in Erscheinung, während sich die Wut-Komponente zumindest mit Blick auf den Kaiser, seinen »Obersten Kriegsherrn«, deutlich abschwächte. Gleichsam hypervigilant suchte er, aus den kleinsten Nuancen der kaiserlichen Telegramme herauszulesen, ob der »Oberste Kriegsherr« mit seinen Leistungen zufrieden war oder nicht. In allem vermutete er den Ausdruck von Geringschätzung und Abkehr.¹⁶³ Tatsächlich dürfte Trotha damit nicht einmal falsch gelegen haben. Beschämt ob des Versagens seiner Armee, reagierte auch der Kaiser mit Verleugnung. Selbst wenn Offiziere aus der Kolonie zu Besuch waren, durfte die militärische Lage in der Kolonie mit keinem Wort erwähnt werden (Vierhaus 1979: 221). Die Entwicklung der Operationen verstimmte den Kaiser offenbar derart, dass sie in seiner Anwesenheit nicht mehr angesprochen werden durften.¹⁶⁴ Nachdem der Kaiser Trotha für die Kommandostelle ausersehen und persönlich auf die Aufgabe eingeschworen hatte, bestand nun überhaupt kein Kontakt mehr. Trotha beklagte sich jedenfalls bitter darüber, dass man ihn »rücksichtslos behandel[te]« und dass das »gänzliche Nichtbeachten« seiner Bitten mit seiner Stellung nicht zu vereinbaren war.¹⁶⁵

Seine Wut traf Schlieffen, über den auch der Kontakt zum Kaiser lief. Oft genug bedachte er den – wie er ihn nannte – »traurigen Krieger« in

Kriegsschauplatz nach Hause gelangen zu lassen.« Sogleich fügt er hinzu: »Ich bin neugierig, ob er nun abmarschiert.« Am 11.11.1904 notiert Trotha erleichtert (TA 122/16): »Am Abend geht ein Telegramm von Bülow ein, daß ich gesiegt habe, für die nächste Zeit omnis potens bin, und daß dann Lindequist Gouverneur wird.«

162 Conrad Rust klagte in den *Windhuker Nachrichten* einen Erlass Trothas an, der die Zeitung wegen ihrer kritischen Haltung gegenüber den Militärbehörden abstrafte, indem ihr fortan keine amtlichen Mitteilungen mehr zugänglich gemacht werden sollten. Dieser Erlass sei, so Rust, »ein Produkt der Verhältnisse, wie sie eine Kriegführung und in Verbindung hiermit eine Politik geschaffen, die nach Ansicht afrikanischer Kenner nicht ganz einwandfrei ist, – er ist ein charakteristischer Ausfluß der sich gegen die freie Meinungsäußerung richtenden diktatorischen Gewalt« (»Ein Ukas«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 17.1905, S. 1f.).

163 Am 17.8.1904 erwähnt Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17) »viele zum Teil sehr alte Telegramme. Eins vom Kaiser. Schluß: ›Sprechen Sie Ihren Offizieren und Mannschaften meinen kaiserl[ichen] Dank aus. Von mir kein Wort. Bon!«

164 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 271.

165 Am 8.11.1904 klagte Trotha in seinem Tagebuch: »Von Berlin immer noch keine Antwort. Es ist doch geradezu unverständlich. Wollen sie einen

seinen Tagebucheinträgen mit beißendem Spott.¹⁶⁶ Besonders empfindlich reagierte Trotha, als er sich mit Schlieffens Vorwurf einer »farblo- sen Berichterstattung« konfrontiert sah, den er sogleich als eine Kritik an der Ereignis- und Ergebnislosigkeit seiner Kriegführung wertete.¹⁶⁷

Eine außerordentliche Schärfe lag in dem Konflikt mit Bülow. Die letztlich ungeklärten Unterordnungsverhältnisse von militärischen Be- hörden einer- und zivilen Instanzen andererseits lieferten immer wieder Anlässe für Auseinandersetzungen. Gegen Leutwein, der zwar des Kom- mandos der Schutztruppe enthoben worden, aber bis Ende 1904 als zi- viler Gouverneur im Lande verblieben war, setzte Trotha seinen Primats- anspruch durch, aber gegen Bülow, der sich, wie noch zu sehen wird, mit Schlieffen einig war und schließlich auch den Kaiser von seiner Position überzeugte, kam er nicht an. Ostentativ ignorierte Trotha Weisungen Bü- lows im Hinweis darauf, dass der Kaiser ihm, Trotha, zugesichert hatte, keiner zivilen Behörde unterstellt zu sein, und dass es für ihn so lange dabei bleibe, wie er keine anderslautende Ordre vom Kaiser erhielt. Die- ser Trotz dürfte den Kaiser verärgert haben, zumal völlig klar sein muss- te, dass sich Bülow nicht eigenmächtig eingeschaltet haben konnte.¹⁶⁸

Conflict herbeiführen! Wenn sie den L[eutwein] schonen wollen, mögen sie mich doch abberufen, worum ich sie ausdrücklich gebeten habe. Ich huste ihnen was auf die ganze Pastete. Um mich hier rücksichtslos behandeln zu lassen, gebe ich die letzten Jahre meines Lebens dahin.«

166 Er nennt Schlieffen den »traurigen Krieger« (TA 122/18, Eintrag 20.1.1905). Zu einem Telegramm vom Generalstab vom 4.1.1905 (TA 315, Anlage 2a, Bl. 48), das die mögliche Präsenz von Herero bei Namu- toni anzeigt, bemerkt Trotha: »Großartig! Nachrichten über den Feind aus Berlin! Wer ist denn der Esel?!« Wenige Tage später notiert er in seinem Tagebuch: »Heute Mittag eine Telegramm von Alfred [Schlieffen, MH]. Si- cheren Nachrichten zufolge wäre starke Bande im Kaokofeld. Alfred Al- fred! Geh in ein Kloster oder ein Kaltwasserbad. Das ist ja geradezu kin- disch. Nachrichten über den Feind aus Berlin. Risum teneatis amici!« (TA 122/16, Eintrag 10.1.1905).

167 Am 18.11.1904 notiert Trotha (TA 122/16): »Heute ein Brief von Beaulieu an Quade, worin er sagt, Schlieffen habe nur die farblose Berichterstattung bemängelt. Dafür hat er doch seine Pressebengels. Mag er doch schreiben, was er will. Ich berichte nur Tatsachen. Ich kann keine Heldentaten mel- den, die keiner begangen. Was sind das für Ansichten. Ich habe doch kein Pressebüro hier. Außerdem will ich es nicht. Das ist auch nur eine Redens- art von Schl[ieffen] um seine Verlegenheit zu verbergen, daß er nichts getan, um mich vor dem Beschimpftwerden zu bewahren.«

168 Am 10.12.1904, also einen Tag nach dem Erhalt des Befehls, den freiwillig sich ergebenden Herero fortan Pardon zu gewähren, wendet sich Trotha an Hülsen-Haeseler. Trotha beklagt sich, dass er »in der beweglichsten und deutlichsten Form« um die Zusicherung »von irgend einer Seite« gebe- ten, »daß Seine Majestät der Kaiser und König mit der Weiterführung des

Seinen Höhepunkt erreichte der Konflikt, als Trotha eine Äußerung Bülow's vor dem Reichstag zum Anlass nehmen wollte, diesen zum Duell zu fordern; nur das Veto des Kaisers verhinderte dies.¹⁶⁹ Spätestens an dieser Stelle zeigt sich, wie zerstörerisch, ja dysfunktional das Verhalten des

Krieges, so wie ich es vorhabe, einverstanden ist«, aber er habe keine Antwort erhalten; obwohl er mittlerweile auch von der Presse auf schärfste Weise angegriffen werde, würde ihn keiner verteidigen. Der Kaiser habe ihm in Straßburg vor der Abreise versprochen, er würde mit dem Reichskanzler nichts zu tun haben, nun erhalte er eine Ordre vom Kanzler, dass dieser ihn mit den Gouvernementsgeschäften beauftrage; auf die Bitte um eine Ordre von Schlieffen erhalte er Bescheid vom Kanzler, der ihm erklärt, dass der Generalstab nicht zuständig sei, sondern er. Trotha wollte vom Kanzler wissen, wer politisch verantwortlich sei, während der scheidende Leutwein noch im Lande sei, aber auch darauf habe er keine Antwort erhalten; außerdem habe er den Kanzler gefragt, ob er ihm Berichte militärisch-politischen Inhaltes direkt zukommen lassen sollte, aber er habe wieder keine Antwort erhalten. »Das ist zu viel«, bemerkt Trotha und pocht darauf, dass er sich der Behörde, welcher ihn der Kaiser explizit nicht unterstellt hatte, nur mit einer ausdrücklichen, allerhöchsten Ordre unterstellen könne. Er verlangt außerdem die Billigung seiner Politik durch den Kaiser (2a, Anlage 33/1). Dieses »gänzliche Nichtbeachten« seiner Bitten, sogar ohne ablehnende Antwort, sei mit seiner Stellung nicht zu vereinbaren. Die Quintessenz des Schreibens ist die Bitte, beim Kaiser um die förmliche Bestätigung der Übertragung des Gouverneursamtes zu ersuchen; der Kaiser bestätigt in einem Telegramm vom 3.2.1905, den Kanzler ermächtigt zu haben, Trotha mit der Leitung der Gouvernementsgeschäfte zu beauftragen (Wilhelm an Trotha, 3.2.1905, 2a, Anlage 53).

- ¹⁶⁹ Den Stein des Anstoßes bildete eine Passage der Reichstagsrede Bülow's vom 5.12.1904 (StBR, 105. Sitzung vom 5.12.1904, S. 3376a): »Wir sind weder so grausam, noch sind wir so töricht, die einzige Möglichkeit der Wiederherstellung geordneter Zustände darin zu erblicken, daß die jetzt aus den Wüsten des Sandfeldes hervorströmenden, halb verhungerten und verdursteten Hererobanden erbarmungslos niedergeknallt werden.« Wie Trotha dem Chef des Militärkabinetts, dem Grafen Hülsen-Haeseler, am 15.1.1905 schrieb, erblickte er in den Worten »so töricht« eine »persönliche Beleidigung«, die zu übergehen, mit den »Ehrbegriffen meines Standes und meiner Person nicht vereinbar« war, weswegen er sich eine »Erledigung« vorbehielt. Er erklärte, die »Sakrosanktheit des Reichstagsredners« in Bezug auf seine Person nicht anerkennen zu können (2a, Anlage 51/1). Hülsen-Haeseler antwortete am 23.2.1905 (2a, Anlage 57), dass der Kaiser in der Äußerung Bülow's keine »persönliche Beleidigung« und damit auch keinen Anlass zu einem »persönlichen Vorgehen« erblicke. Trotha beließ es dabei, bat aber, dem Kaiser auszurichten, dass er um die Enthebung seines Kommandos zu bitten gedenke, sowie der Kaiser den Augenblick für gekommen hielt (Replik vom 12.4.1905, ebd.)

Generals geworden war, denn ein solches Duell hätte ein merkwürdiges Licht auf das Deutsche Reich und seine Handlungsfähigkeit geworfen.

Manche der Konflikte Trothas schwelten schon länger und besaßen – wie die Auseinandersetzung mit Leutwein – auch strukturelle Gründe, aber sie eskalierten erst in der Phase nach der verpassten Entscheidung am Waterberg. Der General investierte sehr viel Energie in diese Auseinandersetzungen, aber diese Energie war insofern fehlgeleitet, als sie immer weitere ›Nebenkriegsschauplätze‹ aufmachte und zu den eigentlichen Problemen nicht vordrang. Oft genug lösten diese Konflikte nichts, und mit der Zeit wurden es eher mehr als weniger. Insofern mögen die *Windhuker Nachrichten* manch einem Zeitgenossen aus dem Herzen gesprochen haben, wenn sie nach dem Abschied Trothas erklärten, diesem »keine Träne« nachzuweinen.¹⁷⁰

Die obsessiven und zwanghaften Züge von Trothas Handeln sind kaum zu übersehen. Dass die operative Kriegführung nicht von Erfolg gekrönt war, stellte für viele Zeitgenossen keine Überraschung dar. Unermüdlich hatte etwa bereits Leutwein dargelegt, welchen Schwierigkeiten sie sich in DSW ausgesetzt sah.¹⁷¹ Dessen ungeachtet hielt Trotha an ihr fest, und auch alle Rückschläge, die er hinnehmen musste, vermochten ihn davon nicht abzubringen. In einigen seltenen Augenblicken beschlich ihn zwar eine Ahnung von der Vergeblichkeit seines Trachtens,¹⁷² aber schnell überwand er seine Zweifel wieder und fasste neuen Mut, ›die Herero« doch nochmal zu fassen und zu schlagen. So zogen die deutschen Truppen von Mitte August bis Ende September von imaginiertem Schlachtfeld zu imaginiertem Schlachtfeld, wobei manch ein Soldat »keinen bewaffneten, lebendigen Herero« zu Gesicht bekam (Kroemer 2009: 97). In der Truppe gab man sich kaum irgendwelchen Illusionen über die Verfolgungsoperationen resp. ihre Sinnlosigkeit hin. »Die Hereros kriegen wir ja sowieso nicht mehr«, vermerkte Stuhlmann bereits Anfang September 1904.¹⁷³

Die Operationen erschienen nicht nur vergeblich, sondern forderten einen hohen Preis. Vor allem der grassierende Typhus lichtete unerbittlich die Reihen der Soldaten. »Grab reihte sich an Grab zu unendlichen Reihen, die Lazarettzelte waren überfüllt, an richtiger Pflege und Proviant mangelte es«, notiert Malzahn.¹⁷⁴ War die Verpflegung der Truppe

170 »Das Interregnum von Trotha – und sein Ende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 2.II.1905.

171 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..

172 Es sei in diesem Zusammenhang an die Sätze aus dem Tagebucheintrag vom 13.8.1904 erinnert (TA 122/17): »Einkreisen ist nicht mehr möglich. [...] Aber gut! Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird.«

173 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 65.

174 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.

so fernab der Bahnlinie von Anfang an »miserabel«, wie Hardenberg im September bemerkte, wurde sie mit der Zeit »immer schlechter«. ¹⁷⁵

Auch im rückwärtigen Schutzgebiet wurde die Kritik an Trothas Kriegführung immer lauter. Die Herero konnten nicht recht als geschlagen und ihr ehemaliges Land immer noch nicht als »pazifiziert« gelten; derweil ging die Kriegführung Trothas immer deutlicher »auf unsere eigenen Kosten«, wie die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* klagte; Vertreibung und Vernichtung zerstörten den ganzen »Besitz« der Kolonie, die »eingeborenen« Arbeitskräfte und das Vieh. ¹⁷⁶ Trothas Kriegführung – für Kritiker wie Paul Rohrbach der »furchtbare Ausfluß des starren, militärisch-doktrinären Prinzips« (Rohrbach 1909: 195) – drohte, die Kolonie gänzlich in den Ruin zu stürzen (ebd.: 233).

Derweil wurden auch Maßlosigkeit und Grausamkeit der Trotha'schen Kriegführung gegenüber den Herero immer offensichtlicher. Adolf Fischer (1914: 94), der die Verfolgung mitgemacht hatte, bemerkte rückblickend, dass keinem, der an diesen Operationen teilgenommen hatte, verborgen geblieben war, »dass hier zuviel geschehen war«: »Wer zu den Gehetzten des Sandfeldes gehört hat«, so Fischer (ebd.: 95) weiter, »wird den Glauben verloren haben, dass auf Erden Recht noch gilt.« Kurz nachdem der Soldat Malzahn die seit September überhandnehmenden Hinrichtungen von Herero geschildert hat, vermerkt er: »Nun hielten wir es nicht länger aus in diesem grauenvollem [sic] Lande«, ¹⁷⁷ und begründete so den Entschluss, seinen Abschied von der Schutztruppe zu nehmen. Höherrangige Kriegsteilnehmer indes erhoben gegen die grausame Kriegführung ihre Stimme. Estorff etwa sprach sich wiederholt für die Aufnahme von Verhandlungen aus, doch wollte Trotha davon nichts wissen: »Großer Vortrag von Estorff über die Operation. Er will verhandeln. Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Es wird gefochten, so lange es geht.« ¹⁷⁸

Das Leid der Herero war Trotha gleichgültig. Als er seinen Kurs im Hinweis darauf verteidigte, dass sich »der Neger« ohnehin »nur der rohen Gewalt beugt«, machte er einmal mehr die unüberwindliche Distanz und völlige Indifferenz gegenüber den Herero deutlich. ¹⁷⁹ Dieser sein Rassismus hatte bereits dazu beigetragen, die »Fronten« zu verhärten und den Feldzug in eine Sackgasse einmünden zu lassen; nun bot er Rationalisierungen und Rechtfertigungen dafür, an einem verfehlten Kurs festzuhalten.

175 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 12f. (Eintrag 15.–29. [?] 9.1904).

176 »Der Aufstand«, in: DSWAZ, 14.12.1904, S.2.

177 NAN, Private Accessions, A.510, S. 26.

178 TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.

179 Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 6.

Krampfhaft hielt der General an seinem Kurs fest. Letzterer war zwar schon seit geraumer Zeit in Kraft, aber die Umstände hatten sich in der Zwischenzeit in so grundlegender Weise geändert, dass immer mehr dagegen sprach, wie bis dahin weiterzumachen. Bis die Verfolgung buchstäblich im Sande stecken blieb, rückte Trotha dennoch nicht von ihr ab; er konnte sich einfach nicht dazu durchringen, das Scheitern der Operationen einzugestehen, das für alle übrigen Kriegsteilnehmer mehr oder weniger auf der Hand lag. Seine Tagebucheinträge weisen darauf hin, dass er tatsächlich immer wieder neue Zuversicht schöpfte, den fliehenden Gegner noch einmal zu fassen zu bekommen. So notierte er am 28. September hoffnungsfroh in seinem Tagebuch: »Es wird erkundet und dann führe ich am 1. X. den letzten Schlag nach Osten gegen Samuel«. ¹⁸⁰

Es erübrigt sich, daran zu erinnern, dass auch dieses Gefecht nicht zustande kam. Dieser neuerliche »Luftstoß« markierte allerdings das Ende der Verfolgungsoperationen. Im direkten Anschluss verfasste Trotha die Proklamation und verfügte die »Absperrung« des Westrandes der Omaheke, in der sich, wie erwähnt, eben auch dokumentierte, dass die effektive deutsche Macht nicht einmal bis an die eigenen Grenzen reichte. Angesichts dieser Umstände war Trothas Wut offenbar so groß, dass er sie auch in der Proklamation selbst nicht ganz verbergen konnte. Es handelt sich wohl nicht so sehr um Rechtfertigungen seiner Maßnahmen vor den Herero, als um Vorwürfe an dieselben, wenn er erklärt: »Sie [die Herero, MH] haben gemordet und gestohlen, haben verwundeten Soldaten Ohren und Nasen und andere Körperteile abgeschnitten, und *wollen jetzt aus Feigheit nicht mehr kämpfen*«.

Ungeachtet ihres passiven und statischen Charakters überstieg aber selbst die »Absperrung« fernab der Bahnlinie die Kräfte der Truppe deutlich. Ein Ende dieser Maßnahme ließ sich nicht absehen, zumal der »Schießbefehl« ein Übriges tat, die »Fronten« zu verhärten und den Zustand auf Dauer zu stellen. Kaum zwei Wochen nach dem Inkrafttreten der Proklamation und der Aufnahme der »Absperrung« notierte Stuhlmann in seinem Tagebuch: »Das Vernünftigste wäre es bald offiziell Frieden zu schliessen.« ¹⁸¹

Wegen der Absperrung kam es auch zum Zerwürfnis zwischen Trotha und dem Kommandeur der Absperrungstruppen, Mühlenfels (Großer Generalstab 1906: 213). Am 16. November vermerkt Trotha in seinem Tagebuch, Mühlenfels habe ihm telegraphiert, »er hätte keine Verpflegung mehr. Alles ist kriegsmüde«, ¹⁸² und dass er, Trotha, den Befehl erneuert habe, den »Krieg [...] ohne Rücksicht weiter durchzuführen«. ¹⁸³

180 TA 122/17, Eintrag 28.9.1904

181 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 86 (Eintrag 16.10.1904).

182 TA 122/16, Eintrag 16.11.1904.

183 TA 122/16, Eintrag 17.11.1904.

Da sich die Missstände in der Folge immer weiter verschärften und Trotha sich weigerte, den Klagen Gehör zu schenken, geschweige denn nachzugeben, zog Mühlenfels die Konsequenz, um seine Ablösung zu bitten, »weil er die Verantwortung für die Truppe der Verpflegung und Krankheit wegen nicht mehr übernehmen könne. Scorbut griffe stark um sich und Typhus höre nicht auf«; Trotha überließ Mühlenfels die letzte Entscheidung, ob er bleiben wollte oder nicht, stellte aber unmissverständlich klar: »Es bleibt bei meinen Befehlen und damit basta!«¹⁸⁴ Mühlenfels entschied, das Kommando abzugeben, zog sein Abschiedsgesuch aber umgehend zurück, als er von der Intervention Berlins vom 8. Dezember erfuhr, die Trotha anwies, die »Proklamation« zurückzunehmen und fortan allen freiwillig sich ergebenden Herero Pardon zu gewähren.¹⁸⁵ Am 11. Dezember notierte Trotha in seinem Tagebuch: »Mühlenfels will nach Erhalt der Nachricht, daß mit der Bande pactiert werden soll, auf einmal wieder dortbleiben. Merkwürdig!«¹⁸⁶ Ob Mühlenfels' Sorge nur den eigenen Soldaten, die sich den Strapazen der »Absperrung« kaum gewachsen zeigten, oder nicht auch den Herero galt, lässt sich kaum sagen. Fest dürfte aber stehen, dass Mühlenfels mit Trothas Kurs nicht einverstanden war und die Verantwortung für dessen Durchführung nicht zu tragen bereit war.¹⁸⁷ Wie Frankenberg berichtet, herrschte nach Bekanntwerden der Intervention Berlins unter den Offizieren »natürlich große Freude. Fiedler spendiert 2 Flaschen Rotwein«.¹⁸⁸ Es machte sich allgemein Erleichterung, wenn nicht Freude über die Rücknahme der »Proklamation« und der darin niedergelegten Strategie breit. Aus Sicht manch eines Offiziers war dieser Schritt überfällig gewesen, und dennoch: Allen Schwierigkeiten und Klagen der eigenen Offiziere und Truppen zum Trotz war es erst ein Befehl aus Berlin, der diesem offenkundig verfehlten, mörderischen und auch selbstzerstörerischen Kurs Einhalt gebot.

Zusammenfassung und Folgerungen

Bei allen Einschränkungen, die mit Blick auf Kolonialkriege insgesamt zu machen sind, lässt sich festhalten, dass der Feldzug über weite Strecken

¹⁸⁴ TA 122/16, Eintrag 7.12.1904.

¹⁸⁵ TA 122/16, Eintrag 8.12.1904.

¹⁸⁶ TA 122/16, Eintrag 11.12.1904.

¹⁸⁷ Am 23. Dezember erwähnt Trotha eine weitere Meinungsverschiedenheit. Mühlenfels meldet, dass sich Zacharias von Otjimbingwe ergeben wolle. »Er fürchtet, daß wenn nicht angenommen, sich alles zerstreue«, aber Trotha besteht auf der »bedingungslose[n] Übergabe« sowie dem »Heruntertransport [in] Kette[n]« (TA 122/16, Eintrag 23.12.1904).

¹⁸⁸ Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 123 (Eintrag 10.12.1904).

begrenzt geblieben war und die Vernichtung, auf die er gerichtet war, eine ›konventionelle‹ Bedeutung beibehalten hatte. Zunächst hatte Trotha nachholen wollen, was Leutwein zuvor verpasst hatte: Die Operationen am Fuße des Waterbergs und in den Wochen danach zielten auf die *militärische* Vernichtung der Herero.

Obschon die Eskalation offenkundig mit der Person Lothar von Trothas zusammenhing, lässt sich nicht sagen, dass der Kommandowechsel *per se* den genozidalen Wendepunkt des Feldzuges markierte. Die Entgrenzung der Gewalt war keinesfalls vorprogrammiert, sondern resultierte aus dem Scheitern der ursprünglichen Planungen, mit dem die Kolonialherren in ihrem maßlosen Überlegenheitsgefühl nicht gerechnet hatten, und den Versuchen Trothas, mit diesem Scheitern umzugehen. Was die Militärs als Scheitern ansehen mochten (obgleich der Gegner längst am Boden lag), erschien umso weniger hinnehmbar, als sie sich als Vertreter einer ausgesprochenen »Victory Culture« wähnten. Ohne Not hatte sich Trotha zuvor zu vollmundigen Ankündigungen hinreißen lassen, die ihm nun ein Abrücken von den ursprünglichen Zielsetzungen umso schwerer machten. Gemessen an den Erwartungen, die er selbst geschürt hatte, war die Lage nach den Gefechten am Waterberg nachgerade beschämend, aber Scham war ein Eingeständnis von Schwäche, zu dem er nicht bereit war. Stattdessen drahtete er Siegesmeldungen in die Heimat und flüchtete sich in die illusorische Hoffnung auf weitere große Gefechte. »Es wird gefochten, so lange es geht«, lautete seine Devise.¹⁸⁹ Die unterdrückte Scham verband sich unerschwellig mit Wut und entlud sich in einer Gewalt, die sich immer weiter hochschaukelte, als sich ein ums andere Mal wieder kein Erfolg erzwingen ließ. Verheerend wirkte sich folgender Umstand aus: Je prekärer die Lage der Deutschen war – was insofern zutrifft, als die Verfolgung auch die eigenen Kräfte aufrieb und ihnen die Grenzen der eigenen Macht aufzeigte –, desto weniger sah sich der General in der Lage, von seinen Maximalzielen abzurücken; denn aus einer Position der Schwäche, so wollte es ihm scheinen, konnte nur ein ›fauler Friede‹ hervorgehen. Umso intransigent und unerbittlicher war die Haltung, die er hervorkehrte. Die dauerhafte Vertreibung, auf die nach dem endgültigen Scheitern der ›konventionellen‹ Vernichtungsstrategie setzte, ließ sich auch durch den entschlossensten »Terroismus« nicht gewährleisten, zumal die »Abspernung« die eigenen Kräfte auf Dauer überforderte. Wie noch zu sehen wird, billigte Schlieffen zwar den Gedanken der Vertreibung, erkannte aber auch, dass Trotha »nicht die Macht [besaß], sie durchzuführen«.¹⁹⁰ Ohnmachtserfahrungen wie

189 Trotha fährt an dieser Stelle (TA 122/17) mit dem Vorwurf fort, Estorff wolle nur verhandeln, um Gouverneur zu werden, und hält dagegen: »Es wird alles totgeschossen! – Basta!«

190 Bericht Schlieffens vom 23.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl.5.

diese, zumal unter den Blicken der metropolitenen Standesgenossen, waren es, die Scham und Wut erzeugten. Als sich abzuzeichnen begann, dass der »Terrorismus« dazu angetan war, noch die Reste der Herero in der Omaheke auszulöschen, war Trotha auch nicht mehr bereit, davon abzurücken.¹⁹¹

Obleich die offizielle Strategie lange Zeit unverändert in Kraft blieb, kam es in den Wochen der Verfolgung untergründig zu bedeutsamen Verschiebungen. Die »eine Operation im großen« (Lettow-Vorbeck 1957: 77) zerfaserte und degenerierte zu einem Kleinkrieg, in dem bald niemand mehr geschont wurde. Dies lässt sich auch an dem Wandel von Trothas Diktion ablesen. Je offener die Vergeblichkeit seines Trachtens zutage trat, desto blutrünstiger und roher wurde auch die Sprache.

Zunächst hatte sich Trothas Rassismus vor allem noch in einer schier unüberbrückbaren Distanz zu den Herero niedergeschlagen, die sich insofern bereits verheerend auf das Kriegsgeschehen auswirkte, als sie die Entfremdung der Kriegsparteien besiegelte und auf Dauer stellte. Trotha verbot allen sonst üblichen diplomatischen Verkehr und ignorierte die Herero vollkommen. Nachdem er das Kommando übernommen hatte, fühlte er sich zu stark, als dass er sich hätte mit dem Gegner arrangieren müssen, einige Monate später hingegen als in gewissen Hinsichten zu schwach, um dies noch tun zu dürfen. So oder so kam in dieser Verweigerung von Verkehr und Austausch die Distanz zum Ausdruck, die er im Unterschied zu seinem Vorgänger den Herero gegenüber an den Tag legte.

Von Anfang an aber lag auch noch ein gewisses, keineswegs ganz indifferentes »Mehr« in seiner Haltung, und zwar ein Antun- und Bestrafen-Wollen, das etwa in dem Insistieren auf dem »Prius der Gewalt« oder der Logik des »Denkzettels« zum Ausdruck kommt und das Leutwein in dieser Form fremd war. Allerdings war dieser Überschuss anfangs noch einigermaßen militärisch domestiziert, da ein überwältigender »konventioneller« Sieg Trotha hätte genügen können, um den Aufstand als niedergeschlagen und die deutsche »Ehre« als wiederhergestellt anzusehen. Als dieser Sieg aber ausgeblieben war, entfernte sich Trotha immer weiter von den offiziellen militärischen Codes und legte gleichsam alle Fesseln ab, die diese ihm zuvor noch anlegen mochten, ließ seiner Wut und Aggression nunmehr ungehemmt ihren Lauf und bediente sich auch einer

191 Die Genozidforscherin Helen Fein hat in *Genocide. A Sociological Perspective* (1993) – in pointierter Abkehr vom Alltagssprachlichen und juristischen Verständnis von Intentionalität und im Rekurs auf Robert Merton – einen Begriff intentionalen Handelns entwickelt, der besagt, dass dieses sich nicht nur auf die unmittelbar bezweckten, sondern auch auf die lediglich vorhersehbaren Konsequenzen des eigenen Tuns erstreckt (Fein 1993: 19). Insofern besteht also keinerlei Hindernis, mit Blick auf die Geschehnisse in DSW von Genozid zu reden.

Sprache der Exekution, die offen aussprach, wie wenig der Feldzug noch mit ›Kampf‹ im eigentlichen Sinne zu tun hatte.

Die Diktion radikalisierte sich Hand in Hand mit dem Vorgehen, das sich in Abhängigkeit von einer Konstellation entwickelte, die nicht einseitig nur von den Deutschen bestimmt wurde. In dem Dreiklang von Unterwerfung, Vertreibung und Ausrottung, der die Abfolge von Trothas Strategien beschreibt, liegt ein Crescendo der rassistischen Distanzierung. Zu Anfang *ignorierte* Trotha die Herero als Gegenüber schlichtweg, tat so, als stellten sie keine Kriegspartei dar, und verwehrte ihnen auch jeden Anspruch, als solche aufzutreten und behandelt zu werden. Auch ein schneller Sieg hätte wohl keine Rückkehr zu früheren Verhältnissen bedeutet. Der Umstand, dass Trotha gefangene Herero in Ketten legen lassen wollte, weist vielmehr darauf hin, dass die völlige Niederwerfung eine aktive Politik der Desozialisierung und Dekulturierung der Herero, ihrer ›sozialen Tötung‹, nach sich gezogen hätte (Hund 2007: 84ff). Zwar hätte unter diesen Umständen ein größerer Teil der Herero mit dem nackten Leben davonkommen können, viel mehr aber wohl auch nicht. Die zweite Strategie, die Vertreibung, zielte bereits auf ein umfassendes Verschwinden-Machen der Herero, die das ›deutsche‹ Territorium für immer verlassen sollten. Das Mittel, welches dieses dauerhafte Verschwinden-Machen gewährleisten sollte, bildete der »Terrorismus«, der gleichsam nahtlos zur dritten Strategie, zu der Ausrottung, hinüberführte. »Terrorismus« bedeutete schließlich, dass diejenigen Herero, die unglücklich genug waren, den Weg deutscher Einheiten zu kreuzen, niedergemacht wurden, während der Rest von ihnen elendig jenseits der deutschen Linien sterben sollte: So wollte Trotha die Herero schließlich in ultimativer Weise verschwinden machen. Das Crescendo zeichnete sich durch die Radikalisierung des Moments des Antun-Wollens aus, das immer weiter in den Vordergrund trat und den Modus der Distanzierung bestimmte, die in der Ausrottung ihren unüberbietbaren Kulminationspunkt erreichte.

Es verhält sich nicht nur so, dass Trotha nicht von seinem Vorgehen abrücken wollte, als er sich der verheerenden Folgen bewusst wurde, die dieses für die Herero zeitigte. Zu diesem Zeitpunkt *wollte* er die Ausrottung der Herero und betrieb sie mit aller Macht, auch weil deren Fortexistenz jenseits der deutschen Linien Zeugnis von seinem Scheitern ablegte: Wenn sie ein für alle Mal verschwanden und endgültig zugrunde gingen, waren auch alle bisherigen Rückschläge wie ausgelöscht, schon weil sie folgenlos bleiben würden.

Wie jede Darstellung setzt sich auch die vorliegende der Gefahr aus, Gewalt und Grausamkeit zu rationalisieren und ihnen Instrumentalität zu unterlegen. Tatsächlich war der Vernichtungswille zuvörderst Ausdruck von Affekten wie Wut und Hass, und die damit zusammenhängenden Bewältigungshandlungen waren nicht so sehr auf die Erreichung

darüber hinausliegender Ziele gerichtet, als vielmehr darauf, diesen Affekten Luft zu machen. Der Umstand, dass Wut und Hass aus *unterdrückter* Scham hervorgingen, weist zusätzlich darauf hin, wie wenig von einem bewussten Kalkül auszugehen ist. Man darf sich nicht von den Rationalisierungen täuschen lassen, die Trotha selbst für sein Handeln anzuführen wusste. Zweck-Mittel-Überlegungen bewogen ihn nicht, zur Ausrottung der Herero zu schreiten, sondern kamen wohl erst nachträglich ins Spiel, um diesen Schritt zu rechtfertigen.

Festzuhalten ist, dass unabhängig davon, ob man die genozidale Phase mit der Proklamation, davor oder danach anheben lässt, mit der Scham-Wut ein Mechanismus namhaft gemacht ist, der das Umschlagen der ursprünglich ›konventionellen‹ Operationen in einen genozidalen Vernichtungsfeldzug zu erklären vermag.

Soweit ich sehen kann, handelt es sich bei dem Genozid an den Herero um den einzigen seiner Art, der im Großen und Ganzen von einer staatlichen Organisation, einer regulären Armee, durchgeführt wurde. Insofern kann dieser Genozid in einem umfassenden Sinne als Staatsverbrechen gelten. Allerdings: Dass die Gewalt eskalierte und genozidale Ausmaße annahm, hatte nicht so sehr mit der »Kultur des Militarismus«, und damit mit der Organisation und ihren Routinen zu tun, wie Hull (2005) nahelegt, als mit der Person des Oberkommandierenden und dem Milieu, dem er zugehörte.¹⁹² Dass Trotha als Militärdiktator so lange

192 Hulls Beschäftigung mit dem Fall DSW steht sachlich wie zeitlich in einem weiteren Zusammenhang: dem Militarismus des Wilhelminischen Deutschlands. Sie hebt darauf ab, dass das Militär im Zuge der Einigung Deutschlands, die sich in Kriegen herstellte, eine unvergleichliche Stellung erlangte und geradezu zum Inbegriff der Nation wurde. Die beachtlichen operativen Erfolge, die 1866 und 1870 unter der Führung des Großen Generalstabes erzielt worden waren, förderten eine gewisse »Betriebsblindheit«. Diese äußerte sich nicht nur in der Festlegung auf eine bestimmte operative Doktrin, das »Dogma der Vernichtungsschlacht« (Jehuda Wallach), sondern zugleich als die einseitige Betonung des Taktisch-Operativen auf Kosten von Strategie, Diplomatie und Politik. Auch und gerade in jenen Tagen war kaum ein Militärapparat imstande oder bereit, seine Praxis und deren Prämissen einer grundlegenden Kritik zu unterziehen, wie Hull betont (2005: 182), so dass es umso wichtiger war, dass der Apparat ein robustes Gegengewicht an nichtmilitärischen Institutionen fand, die im Zweifelsfalle seinen bisweilen extremistischen Anwendungen Grenzen zu setzen vermochte. Hinsichtlich des Deutschen Reiches lag die Crux darin, dass die politische Kultur einschließlich der Organe der offiziellen Politik *und* der Zivilgesellschaft von einem ausgeprägten Militarismus erfasst war und deswegen kein robustes Gegengewicht darstellte. In der politischen Arena begünstigte dies das Ergreifen vorwiegend militärischer Lösungen, das schnell in eine Spirale der Gewalt führen konnte, wenn sich ein schneller Erfolg nicht erzielen ließ. Auch ein wiederholtes Scheitern des einmal eingeschlagenen

nach eigenem Ermessen und von politischen Instanzen unbehelligt walten konnte, ergab sich zwar auch aus den Verhältnisbestimmungen zwischen militärischen und zivilen Instanzen, die in der preußisch-deutschen Militärkultur angelegt waren; aber letztere bildeten lediglich den Rahmen einer Kommandoführung, die sich in sehr unterschiedlicher Weise hätte ausfüllen lassen. Ungeachtet der größeren Verantwortung und der Handlungszwänge, welche das Amt mit sich brachte, ist schwerlich davon auszugehen, dass die Gewalt unter dem Kommando eines Leutwein oder Estorff die Dimensionen angenommen hätte wie unter Trotha. Unverständlich wie sein Handeln selbst erscheint der Sachverhalt, dass er seines Kommandos nicht enthoben wurde, obwohl sich in Berlin die Auffassung durchgesetzt hatte, dass er zu weit gegangen war. Offenbar war er nicht so weit gegangen, dass man sein Handeln als ›abnorm‹ und seine Ablösung als unvermeidlich angesehen hätte. Meine These lautet, dass er ungeachtet seiner Idiosynkrasien noch erkennbar als Vertreter eines bestimmten Milieus und Ethos agierte, und dass diese Angemessenheit von

Kurses bewog die Verantwortlichen nicht unbedingt, die Prämissen des eigenen Vorgehens zu überdenken und gegebenenfalls einen alternativen Kurs in Betracht zu ziehen, sondern wurde – monoton – mit einem steten Mehr an Gewalt beantwortet, was auch insofern nicht verwunderlich ist, als letztlich die Schemata von Militärs, und das bedeutet: von Gewaltspezialisten, ausschlaggebend waren. Hull formuliert damit fraglos wichtige Bedingungen der Gewalteskalation in DSW, sie kann diese aber nicht ganz zufriedenstellend erklären. Stattdessen legt sie nahe, dass sich die Routinen der metropolitenen Militär- resp. der militarisierten politischen Kultur in Südwestafrrika fortsetzten, oder umgekehrt, dass sich die Vorgänge in Übersee in den eingeschliffenen Bahnen heimischer Routinen bewegten, was bei näherem Hinsehen sehr fraglich erscheint, zumal manches allzu offensichtlich aus dem Ruder lief: Ein kommandierender General, der sich brüstete, die Reste eines fliehenden Gegners »totzuschießen«, der sich anmaßte, ein ganzes Volk zu expatriieren, oder es schließlich wagte, den Reichskanzler ob einer Lappalie zum Duell zu fordern, nahm sich selbst noch in Zeiten des vorherrschenden Militarismus ungewöhnlich aus. Zwar trieb es Trotha nicht so weit, dass Berlin erwogen hätte, ihn aus dem Amte zu entfernen, aber er verspielte schließlich die Gunst des Kaisers. Sein Handeln mochte Ständesgenossen im Großen und Ganzen vielleicht noch als ›normal‹ erscheinen, aber deswegen noch lange nicht als selbstverständlich oder gar alternativenlos. Jedoch kommen solche Varianzen gewissermaßen im toten Winkel von Hulls Erklärungsansatz zu stehen, dessen Augenmerk auf der Organisation ›Militär‹ liegt. Die konkreten Akteure und ihre Antriebe ›unterhalb‹ der Routinen gleichsam mesosozialer Aggregate finden keine hinreichende Berücksichtigung. Hulls Darstellung kann nicht erklären, welche die Motivation war, die Trotha antrieb, die Gewalt immer weiter zu entgrenzen und alle Alternativen auszuschlagen, auch als die meisten Peers die Vergeblichkeit, ja Grausamkeit dieses Trachtens erkannten und mitunter offen ansprachen.

den vorgesetzten Stellen anerkannt wurde.¹⁹³ Dies erscheint vorderhand umso erstaunlicher, als das Handeln des Oberkommandierenden von einer ›staatsfernen‹, ständischen Logik bestimmt war, die in bestimmten Hinsichten zu den Rollenerwartungen querstand, die an einen kommandierenden General in einer modernen staatlichen Armee gestellt sein mochten. Die außerordentliche emotionale Energie, die Trothas Amtsführung und Auseinandersetzungen prägte, rührte m.E. nicht so sehr von einem kolonialpolitischen Standpunkt, sondern daher, dass er in dem

- 193 Dies mag auch eine weitere Merkwürdigkeit erklären: Wie gesehen, trug Deimling nicht minder als Heyde zum Scheitern der Schlacht am Waterberg bei (sofern freilich nicht bereits der Schlachtplan selbst schon zum Scheitern verurteilt war), indem er sich über seine eigentlichen Befehle hinwegsetzte und viel zu ungestüm und rasch vorstürmte, damit die Herero in die Flucht schlagend, die in der Folge Heydes Abteilung überrannten. Dennoch wurde gegen Deimling, soweit ich sehe, kein kriegsgerichtliches Verfahren angestrengt, ja offenbar nicht einmal erwogen. Während Trotha Heyde offenkundig verabscheute, fand er für Deimling kaum kritische Worte. Beide Kommandeure, Deimling wie Heyde, hatten sich über Trothas Befehle hinweggesetzt, aber nur letzterer musste sich für seine Eigenmächtigkeiten verantworten, während Deimling weiterhin wichtige Kommandos erhielt und später sogar an die Spitze der südwestafrikanischen Schutztruppe rückte. Eigenmächtigkeiten und selbst Fehler wurden also durchaus verziehen; offenbar waren die Umstände entscheidend für die Bewertung: Während Deimling übereifrig vorpreschte, im Jargon jener Zeit: ›schneidig‹ und ›forsch‹, und damit ungeachtet aller Fehler die Haltung an den Tag legte, die von einem höheren Offizier erwartet wurde, führten Heydes Eigenmächtigkeiten – ob nun willentlich oder nicht – dazu, dass er die Gefechte verpasste und sich schließlich nur noch, zu einer passiven Rolle verdammt, der eigenen Haut zu erwehren suchen konnte, als er vom fliehenden Gegner überrannt wurde. Obwohl es vor allem die schlechte Planung des Hauptquartiers war, die Heyde und seine Abteilung erst in diese Situation gebracht hatte, stand Heyde nun – zumindest in Trothas Augen – als inkompetent und zauderhaft dar und bot sich somit als Sündenbock an. Die Bedeutung der Person des kommandierenden Generals herauszustreichen, läuft nicht darauf hinaus, die ganze Betrachtung individualpsychologisch einzuengen. Trotha kommt vielmehr als typischer Vertreter eines bestimmten Milieus, der »guten«, »satisfaktionsfähigen« Gesellschaft mit ihren spezifischen Ehrvorstellungen, in den Blick. Schließlich ist auch zu bedenken, dass »Ehre« als Handlungsregulativ Gesellschaftsformen zugehört, in denen der Individuierung der einzelnen Mitglieder charakteristische Grenzen gesetzt sind. Sie ist stets die »Ehre« einer partikularen Gruppe (Weber 1990: 534; Simmel 1992: 486), und nur die Person besitzt »Ehre«, die sich dessen immer bewusst bleibt, sich den Normen dieser Gruppe unterwirft und Verhaltenskonformität beweist. »Ehre« dient insofern immer auch der Unterdrückung »illegitimer Individualität« (Neckel 1991: 65).

Bewusstsein handelte, das Ethos seines Standes – eines sich zunehmend bedroht wühlenden Standes – zu verteidigen.

Die ›Staatsferne‹ der ständischen Logik wird schon daran deutlich, dass den Anspruch auf »Ehre«¹⁹⁴ zu behaupten, in aller Regel über gewaltsame Selbsthilfe führt. Dies galt auch für die »satisfaktionsfähigen« Oberschichten, gleichwohl das Recht resp. die Pflicht zur Selbsthilfe auf genau definierte Situationen beschränkt war und unter strengen Regeln zu erfolgen hatte. So galten grundsätzlich nur Standesgenossen als »satisfaktionsfähig«, und die Gewaltausübung war im hohen Maße ritualisiert. Auf die eigene »Ehre« zu halten und nichts »auf sich sitzen zu lassen«, liegt eine unbestreitbare Rationalität zugrunde, wie Pierre Bourdieu am Beispiel einer kabyllischen Gesellschaft zeigt: Wer nach dieser Maxime handelt, erwirbt sich eine entsprechende Reputation, die einen »Schutzwall vor Herausforderungen« darstellt und etwaige Angreifer abschreckt, indem sie ihnen Furcht einflößt (Bourdieu 1976: 30, 34). Allerdings gilt dies nur für Gesellschaften eines bestimmten Typs. Den sozialen Raum der »Ehre« bilden Gesellschaften ohne Zentralgewalt, in denen soziale Akteure selbständig zur Gewalt schreiten müssen, um sich Recht zu verschaffen, und selbst in der Pflicht sind, ihre Mitglieder und Habe vor feindlichen Übergriffen zu schützen. Die deutschen Oberschichten befanden sich um 1900 in keiner solchen Situation mehr. Im Gegenteil durchbrachen ihre »Ehrenhändel« das etablierte staatliche Gewaltmonopol, wie die zahlreichen zeitgenössischen Kritiker nicht müde wurden zu wiederholen (Frevert 1991: 233ff), und hatten den Landesherren seit jeher als Form der Fehde gegolten, die zu unterbinden war, um den Landfrieden herzustellen (Demeter 1962: 113).

Zweifellos war die Staatlichkeit im Kaiserreich in vielen Belangen hoch entwickelt, aber es barg und duldete Elemente einer früheren, vorstaatlichen Ordnung. Das Duell bildete ursprünglich ein Privileg der Militäraristokratie, deren herausragende politische Rolle es unterstrich,¹⁹⁵ indem es ihre Mitglieder in bestimmten Beziehungen über das Gesetz

194 Grundsätzlich entscheidet, ob eine Person oder Familie »Ehre« besitzt (oder eben nicht), darüber, ob sie in ihrem Sozialverband »zählt«, ob andere Mitglieder mit ihr Umgang pflegen, mit ihr Geschäfte tätigen oder ihr Kredit gewähren, und zeigt an, mit wem zu »rechnen« ist und womit.

195 Die Herrschaft des Monarchen ruhte wesentlich auf der Armee auf, die nicht nur der Abwehr äußerer, sondern auch innerer Feinde diente (Hull 2005: 103). Zu Recht weist auch Franz Carl Endres (1927: 283) darauf hin, dass das deutsche Heer von 1914 und vorher primär ein »dynastisches Instrument« und kein »Volksheer« gewesen sei, auch wenn es so genannt wurde. Nicht zuletzt soziale Vorbehalte gegenüber dem urban-proletarischen Milieu, das politisch als unzuverlässig angesehen wurde, bewogen die politische Führung, die formell bestehende allgemeine Wehrpflicht nicht annähernd auszuschöpfen (Förster 1985: 21).

stellte.¹⁹⁶ Dem Militär besonders zugewandte Monarchen wie Wilhelm I. oder dessen Enkel Wilhelm II. schützten und kultivierten diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.¹⁹⁷ Bis zum Ende des Kaiserreichs bestand die Institution des Duells ungebrochen fort, ja erfasste immer weitere bürgerliche Kreise. Wie Niklas Luhmann (2010: 96f.) bemerkt hat, zeigt allerdings gerade dieses Überhandnehmen an, dass die »Ordnung bereits überschritten war«, was daran sichtbar wurde, dass oft genug »das Mittel zum Zweck gemacht« und »Duelle gesucht, provoziert oder außer Proportion zum Anlass erzwungen« wurden. Weil die Oberschichtinteraktion bereits an gesellschaftsstruktureller Bedeutung verloren hatte, machte sich die Tendenz breit, »Interaktionsfähigkeit als Selbstzweck zu zelebrieren« (ebd.: 97). »Ehrenhändel« bildeten ein symbolisches Surrogat für die Stellung und Bedeutung, die der Adel als eigentlicher Träger dieses Privilegs einst innehatte, nun aber einzubüßen drohte. Angesichts der unwiderstehlichen Dynamik des gesellschaftlichen Wandels, dem die Wilhelminische Gesellschaft unterworfen war, konnten sich die traditionellen Eliten ihrer Stellung auf Dauer nicht mehr sicher sein.

Trotha war ein typischer Vertreter der überkommenen Ordnung, und dazu ein solcher, der sie verbissen verteidigte. Vergewenwärtigen wir uns die näheren Umstände seiner Ernennung! Wie der bayerische Militärbevollmächtigte Nikolaus Ritter von Endres zu berichten wusste, war Trotha der persönliche Favorit des Kaisers und wurde sowohl von dem Chef des Generalstabes, als auch dem Reichskanzler, dem Kriegsminister und dem Kolonialdirektor abgelehnt (Kuss 2010: 83). Gegen alle Widerstände entschied Wilhelm dennoch zugunsten Trothas. Was mag ihn zu dieser einsamen Entscheidung bewogen haben? Nicht ohne Sarkasmus charakterisiert Bülow Trotha rückblickend als einen »schneidige[n] Gardeinfanterist[en]« (1930, Bd. 2: 21). Nach dem Urteil Estorffs (1979: 117) war Trotha »eine schöne, stattliche Soldatenerscheinung und machte durch sein selbstbewusstes Auftreten den Eindruck, dass er viel könne. Er war jedoch ein Mensch der Oberflächlichkeit und des Scheins«.

196 Das Duell-Privileg stellte seine Nutznießer über das Gesetz und depotenzierte den Zwangsapparat des Staates zu einem Mittel, um die »Massen« im Zaum zu halten (Elias 1992: 70). Es schien zu besagen: »Wir sind die Herren des Staates. Wir leben nach unseren eigenen Regeln, die wir uns selber geben. Für uns gelten diese Staatsgesetze nicht« (ebd.: 71).

197 Ute Frevert spricht in dieser Beziehung von »Doppelmoral« (Frevert 1991: 110). Nach zwischenzeitlichen Versuchen, »Ehrenhändel« einzudämmen, machte Wilhelm I. klar, dass er keinen Offizier dulden würde, der seine Ehre nicht zu verteidigen wüsste, und etablierte damit der Sache nach den Duellzwang (ebd.: 113). Auch sein Enkel, Wilhelm II., schritt nicht energisch gegen die »Ehrenhändel« ein, sondern verlangte im Gegenteil »energisches Handeln« (ebd.: 115ff).

Von großgewachsener, imposanter Gestalt, besaß Trotha allem Anschein nach vor allem, was man seinerzeit als »Schneid« bezeichnete, und erfüllte damit eines der maßgeblichen militärisch-aristokratischen Kriterien der Menschenbeurteilung (Elias 1992: 115). Für die »mannmännliche Erotik«, die Trotha verkörperte, war Wilhelm II. offenbar empfänglich (Sombart 1996: 147f.). »Schneid« bewies Trotha auch in seiner martialisches Rhetorik. Da der Kaiser einen Offizier suchte, der entschlossen genug war, den Aufstand »mit allen Mitteln« niederzuschlagen, mochte Trotha als der geeignete Mann erscheinen.

Mit dem wohl wichtigsten Kommando jener Tage betraute der Kaiser einen Offizier, der als kommandierender General bereits etwas aus dem Rahmen fiel: Selbst im Unterschied zu Leutwein oder Estorff hatte Trotha niemals die Kriegsakademie¹⁹⁸ besucht und besaß keinerlei Stabserfahrung. Er hat seinen Dienst immer bei der Truppe versehen und hatte stets nur Kommandoposten inne; er verkörperte gerade nicht den (seinem Sozialcharakter nach: bürgerlichen) Fachmenschen, zu dem der Stabsdienst schulte, sondern den »Haudegen«, der seine Feuertaufer als Fähnrich in den Einigungskriegen erlebt hatte. Dies unterstreicht auch, dass Trotha nach heutigem Verständnis viel eher ein »Alpha-Tier« als ein »Teamplayer« war, was Hermann von Wissmann möglicherweise im Sinne hatte, als er ihn rückblickend als einen »schlechte[n] Kamerad[en]« bezeichnete (Estorff 1979: 117). Trotha hatte im Unterschied zu den meisten Standesgenossen auch nie eine Kadettenanstalt besucht, wo die Jugendlichen schon früh zum Leben in »Kameradschaft«, der »Tugend des Mitmachens und der Unterordnung« (Kühne 2006: 84), erzogen wurden. Trotha verkörperte ganz und gar das Ideal »starker, kraftvoller, autonomer Männlichkeit«, das sich in der »modernen Gesellschaft allmählich überlebt« hatte (Frevert 1991: 216), und dies manifestierte sich vor allem in seinem Beharren auf Stärke bis zur Unerbittlichkeit, auch und gerade dann, wenn sich die Lage schwierig gestaltete, sowie in seinem Streben nach Unabhängigkeit, die er sich vor der Annahme des Kommandos vom Kaiser selbst ausbedungen hatte. Es war wohl dieselbe kompromisslose Unbeugsamkeit, durch die er die Gunst des Kaisers erworben hatte, die ihn nun auch darauf beharren ließ, »seinen« Krieg nach seinen Vorstellungen (zu Ende) zu führen und zunächst jegliche Unterordnung abzulehnen, erst recht unter eine zivile Instanz.

198 Die Kriegsakademie wurde 1859 zu Berlin gegründet und diente dem Zweck, die Elite des Offizierskorps heranzuziehen. Bereits in den 1880er Jahre wurden fast nur noch Absolventen der Kriegsakademie zum Großen Generalstab kommandiert (Michels 2008: 52). Ihr eignete ein spezifisch bürgerlicher Charakter, zumal über die Aufnahme allein das Abschneiden in anonymisierten Prüfungen entschied. Als eine militärtechnische Fachschule formte sie die Offiziere zu »Militärtechnokraten« (ebd.: 53).

Bülow und Schlieffen waren zwar Standesgenossen, denen das Ethos, das Trotha verkörperte, keineswegs fremd gewesen sein konnte. Aber die zahlreichen Kautelen und Skrupel, die sie geltend machten, zogen ihnen den Argwohn und Unmut des Generals zu. Was sie von ihm unterschied, war ihre Gewohnheit, als Rollenträger einer ausdifferenzierten politischen resp. militärischen Macht zu handeln: Bülow beispielsweise verlor die außenpolitische Wirkung der deutschen Kriegführung nie aus den Augen und verlangte von einem Oberkommandierenden ein Minimum an ›Compliance‹ (1930, Bd. 2: 21), während Schlieffen – wiewohl selbst auch Militär – durchaus Mittel und Zwecke gegeneinander abzuwägen bereit war und schließlich auch für eine Revision des vorgängigen Kurses plädierte.¹⁹⁹ Trotha war zu derlei Kompromissen nicht bereit, denn er kannte nur *einen* Weg, den Krieg zu führen und zu beenden. Paradoxerweise gab es für ihn am wenigsten dann ein Zurück, wenn der eingeschlagene Weg *nicht* zum Ziel führte.

Als er die erwarteten Erfolge schuldig blieb, befand sich Trotha mehr und mehr auf verlorenem Posten, aber er fügte sich nicht in sein Schicksal, sondern bäumte sich dagegen auf. So versuchte er, den Konflikt mit Bülow, der ursprünglich einen sachlichen Kern hatte, auf seine Ebene zu ziehen und, unter ostentativem Verzicht auf alle »formale Rationalität«, mit den Mitteln auszufechten, die dieser Ebene zugehörten: Er suchte sein Heil im »alte[n] Gottesurteil des Zweikampfes« (Endres 1927: 306), in dem der Stärkere die Chance hat, dem (physisch) Schwächeren seinen Willen aufzudrängen (Elias 1992: 69). Doch der Kaiser ließ dies nicht zu und entschied den ›Richtungsstreit‹, indem er das Duell untersagte. Genauer gesagt, setzte er der Logik, für die Trotha einstand, lediglich eine Grenze, erklärte sie aber nicht für ungültig. Weder wurde der General abberufen, noch wurden ihm in der Folge Maßnahmen auferlegt, deren Umsetzung einen radikalen Kurswechsel und Gesichtsverlust bedeutet hätte, wie noch zu sehen wird. Trotha mochte aus Sicht Berlins über die Stränge geschlagen haben, aber sein Handeln und dessen Motive bewegten sich offenbar noch in den Bahnen dessen, was als normal und tolerierbar galt, eben weil es Ausfluss eines Ethos war, das vielleicht in bestimmten Hinsichten antiquiert scheinen mochte, das sich grundsätzlich aber immer noch einer gewissen Wertschätzung erfreute. So wird erklärlich, warum Trotha trotz aller Rückschläge und Schwierigkeiten sein Kommando bis Ende 1905 behalten durfte. Was Berlin ihm vorzuwerfen hatte, reichte offenbar nicht hin, um ihm eine entehrende Abberufung anzutun.

George Steinmetz hat zu Recht betont, dass Trothas Hinwendung zu der genozidalen Strategie überdeterminiert war und eine soziale

199 Trotha erblickte darin nur ein ›Einknicken‹, das für ihn unannehmbar war. Möglicherweise war eine solche Unterscheidung von Rolle und Person für ihn auch gar nicht vorstellbar.

Dimension besaß.²⁰⁰ Tatsächlich spricht manches dafür, dass die beträchtliche emotionale Energie, die Trotha in die Verteidigung seines Kurses und in die zahlreichen Konflikte, die sich daraus ergaben, investierte, mit Fragen zusammenhing, die mit Südwestafrika nichts zu tun hatten und Trotha in persönlicher Weise affizierten. Er kämpfte nicht so sehr um den Erhalt der überseeischen Besitzungen als den seiner Lebenswelt, die er zu Recht bedroht wähnte, und scheiterte auch in dieser Beziehung.

200 George Steinmetz (2007: 198) spricht von einem »symbolischen Klassenkampf« zwischen Trotha und Leutwein, worin er eine der Bedingungen erblickt, die zur genozidalen Eskalation führten. Auf der einen Seite steht Trotha, der als spezielles kulturelles Kapital seines Standes die Expertise in Techniken der Herrschafts- und Gewaltausübung einbringt (ebd.: 200), auf der anderen Seite der kultiviertere Bildungsbürger Leutwein (ebd.: 199). Sieht man davon ab, dass Steinmetz bei der Analyse des Konflikts nicht immer akkurat verfährt und beispielsweise den noch nicht in den Adelsstand erhobenen Berthold Deimling ohne weiteres dem Adel zurechnet (z.B. ebd.: 198), verlaufen die entscheidenden Konfliktlinien möglicherweise anders. Trotha fordert Bülow, nicht Leutwein zum Duell, und seine Aversion gegen Schlieffen ist kaum geringer. Was diesen Konflikten die Schärfe verleiht, ist gerade der Umstand, dass es sich um einen ›Richtungsstreit‹ handelt, der quer durch die Oberschicht geht, wobei Trotha das militärraristokratische Ethos in Reinform gegen alle Aufweichungen verteidigt.